

J o u r n a l
v o n
B r a s i l i e n,
oder

vermischte Nachrichten aus Brasilien, auf
wissenschaftlichen Reisen gesammelt

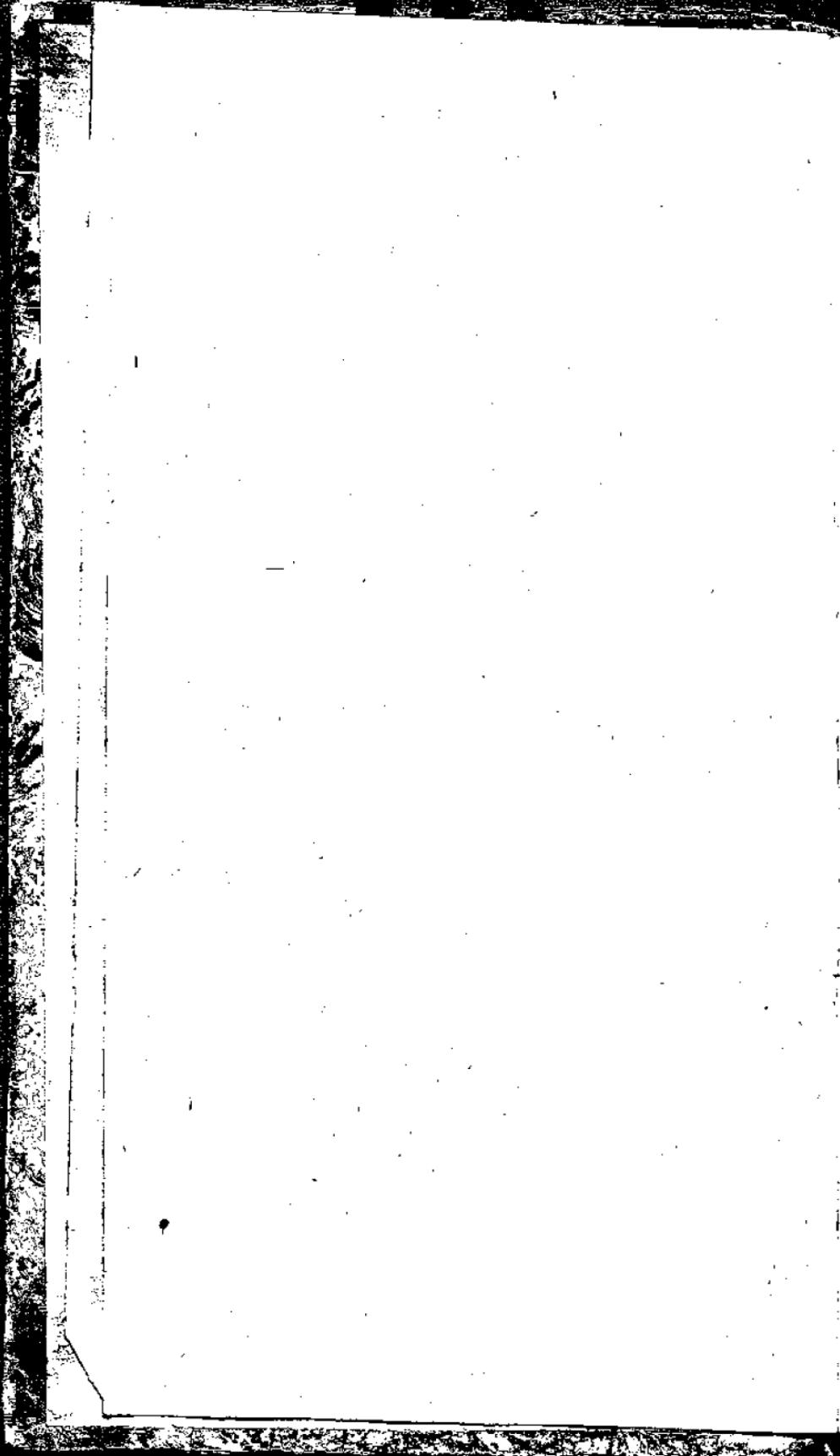
v o n
W. C. von Eschwege,

Königl. Portugies. Oberstleutnant des Ingenieur-Corps, General-Direktor aller Goldbergwerke und Inspector verschiedener Berg- und Hüttenwerke in der Capitanie Minas Geraes, Directeur des Königl. Mineralien-Cabinets in Rio Janeiro, correspondierendem Mitgliede der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Lissabon und der Kaiserl. in St. Petersburg, so wie der mineralogischen Gesellschaft zu Jena.

E r s t e r H e f t

Mit einem Plane und Kupfern.

W e i m a r,
im Verlage des Gr. H. S. pr. Landes-Industrie-Comptoirs.
1 8 1 8.



E i n l e i t u n g.

Noch bis auf den heutigen Tag kann man Brasilien, dieses große Reich, im Sinne der Naturforscher als eine terra incognita betrachten, denn die wenigen Naturforscher, die hieher kamen, waren in solchen Verhältnissen, daß sie sich nicht weiter, als einige Meilen von der Seeküste entfernen konnten; und die beiden vorzüglichsten, deren Schriften bekannt geworden sind, wie der Deutsche Marggraf und der Holländer Piso, lebten zu einer Zeit, wo die Naturwissenschaften noch ziemlich in ihrer Kindheit lagen, so daß man aus ihren Beschreibungen der Pflanzen und Thiere, wenn nicht zufälligerweise die Trivialnamen übereinstimmen, nur wenige wieder erkennen würde. Nach diesen verflossen beinahe hundert Jahre, ohne daß etwas über Brasilien bekannt wurde; denn von Portugal aus wurde es nur in mercantilischer Hinsicht besucht und allen Fremden war aus politischen Absichten der Zugang gesperrt, bis endlich die jetzige aufgeklärte Regierung durch die Be-

mühungen des Grafen von Hofmansegg, dem Deutschen Siebers eine Reise nach der Capitania von Pará gestattete, und durch die nach Europa geschickten Seltenheiten großes Licht über jene Provinz ertheilte.

In neueren Zeiten besoldete man zwar mehrere Portugiesische Naturforscher in Brasilien; aus Wandelli's Schule; allein ihre Arbeiten sind nie öffentlich bekannt worden, außer einigen Nachrichten in den Schriften der Lissaboner Akademie, und einigen kleinen Flugschriften von Feijo und Dr. Couto. Die beiden Belozos beschäftigten sich vorzüglich mit Botanik, wovon der Mönch Belozo eine große Flora im Manuscript hinterlassen hat. Auch erschien 1804 eine kleine Schrift über den Zustand der Bergwerke in Brasilien ic. von Joze Joaquim da Cunha de Azereedo Coutinho, jetzigem Bischof von Elvas.

Dies waren die vorzüglichsten wissenschaftlichen Nachrichten über Brasilien, vor der Ankunft der Königlichen Familie. Dieses glückliche Ereigniß für den Staat hatte auch, und wird es ferner haben, die glücklichsten Folgen für die naturhistorischen Wissenschaften. Man eröffnete sogleich allen Ausländern den freien Eintritt in dieses Reich. Schade nur, daß die politischen Händel Europa's noch so manchen Naturforscher außer Stand setzten, die weite Reise hieher zu unternehmen. Hierin liegt der Grund, warum man über Brasilien nicht schon längst mehr geschrieben hat.

Obgleich die Portugiesen, im Allgemeinen, scheel auf die Schriften der Ausländer sehn, besonders wenn sie in gewissen Puncten der Wahrheit zu nahe treten, und deswegen ein Portugiesischer Journalist noch vor Kurzem sich darüber ausläßt und sagt: „den Portugiesen muß die Ehre werden, die Welt über das große Reich Brasilien zu belehren, damit die Welt nicht mit Unwahrheiten erfüllt werde;“ so scheint es doch, als wenn es den Deutschen zuerst vorbehalten seyn sollte, wissenschaftliche Nachrichten über Brasilien bekannt zu machen, und zwar ohne vorsätzliche Unwahrheiten mit einzuflechten. Irrthümer würden sich auch bei einem Portugiesischen Verfasser einschleichen.

Was der Engländer Mawe in seinem Buche: Travels in the interior of Brazil, geschrieben, hat im Allgemeinen keinen wissenschaftlichen Werth, auch Robert Southey's Geschichte Brasiliens aus den Schriften des Pater Anchietta, Vasconcellos, Almeida und der Jesuiten Muriel, Montoja ic. gesammelt, wird die Bemühungen der jetzt hier reisenden Deutschen nicht verdunkeln.

Seit vier Jahren, daß ich mich in der Capitania von Minas Geraes aufhalte, führen mich unausgesetzte Geschäftstreisen nach allen Gegenden derselben. Es würde also unverantwortlich von mir seyn, wenn ich diese schöne Gelegenheit zu beobachten und selbst zu prüfen unbenukt vorbeigehen ließe. Indessen, alle Gegenstände richtig zu umfassen, übersteigt sowohl die physischen als moralischen Kräfte eines Einzelnen, noch dazu in einem Klima,

wo anhaltende Arbeit selbst dem robustesten Menschen unerträglich wird. Längst wünschte ich also, daß sich noch einige Naturforscher zu mir gesellen möchten, um durch gemeinschaftliche Reisen und Arbeiten etwas Ganzes zu liefern. Hr. Freireis, ein unermüdeter Zoolog, und Hr. Sellow, ein geschickter junger Botaniker, die beide jetzt vom Prinzen als Naturforscher angestellt sind, gaben mir hierzu einige Hoffnung, und Ersterer machte auch einige Reisen mit mir; aber Umstände vernichteten diesen Plan. Wir würden uns in die wissenschaftlichen Gegenstände getheilt und so ein Ganzes gellefert haben; jetzt aber mögen sich meine Leser nur mit einem Stückwerke begnügen, das ich ihnen heftweise mittheilen werde. Endessen werde ich mit Vergnügen wissenschaftliche Bemerkungen Anderer aufnehmen und in diese Heste einzurücken, so wie ich es schon diesesmal mit Hrn. Freireis's kurzem Reisejournal, unter Nro. III. thue, welches er so gütig war, mir zu hinterlassen.

Der geschichtliche Theil der Reisen in Brasilien wird immer am äröisten ausfallen; denn am Ende einer Tagreise hat man oft schlechterdings nichts in dieser Hinsicht ins Journal einzutragen; ein Tag wie der andere verfließt, ohne auf Gegenstände zu stoßen, die Kunftsleiß oder Geschmack der Einwohner verlathen; ja ich möchte sagen, die Einförmigkeit in dieser Hinsicht ist so groß, daß, wer sich nur wenige Tagreisen von der Seeküste in's Land entfernt, sich schon einen Begriff von ganz Brasilien machen kann.

Man betritt keine Kunststraßen und durchstreift keine blühende Felder, zwei Gegenstände, die in Europa oft Stoff zu dicken Bänden geben. Krumme, enge und oft für den Reisenden gefährliche Fußpfade, die entweder durch dicke Wälder oder nackte Campos *) führen, sind einschläfernd; nur in, mehrere Stunden weiten, Entfernungen von einander sieht man auf einzelne Fazendas **), deren Bauart sich fast immer gleicht, so daß

*) Campos nennt der Brasilianer alle Gegenden, sie mögen bergig oder eben seyn, sobald sie nicht mit Waldungen bewachsen sind. Enthalten sie hin und wieder niedriges Gebüsch, so heißt er sie Campos serrados. In diesen Campos wird vorzüglich Viehzucht getrieben, allein die Viehzucht treibenden Fazendas sind so groß und des Viehes darin nach Proportion so wenig, daß man mehrere Meilen in solchen Fazendas reisen kann, ohne auch nur ein Stück Vieh zu erblicken.

**) Fazendas kann man nicht besser als durch Landgüter übersehen. Um eine neue Fazenda anzulegen, kann sich Jeder in Gegenden, die noch keine Besitzer haben, ein Stück Land wählen, um welches er alsdann die Untergouvernements bittet, daß es ihm zugestanden werden möge. Die Größe eines solchen Stück Landes ist in mehreren Gegenden und Capitanien verschieden; auch macht man einen Unterschied zwischen den Fazendas für Viehzucht und denen für Landbau. Für Landbau in einigen Gegenden gesteht man eine Länga Breite, und drei Längas Länge zu, in andern nur eine halbe Länga Breite, und eine Länga Länge. Für Viehzucht gewöhnlich neun Quadrat-Längas. Wenn man eine solche Fazenda vermittelst eines Lehensbriefes erhält, so nennt man sie Sismaria, in Rio Grande do Sul neant man sie Distancia. Der Lehensbrief, der darüber ausgefertigt wird und wofür man eine kleine Summe bezahlt, heißt Carta

6 E i n l e i t u n g .

die Beschreibung einer einzigen die aller andern überschüssig macht. Auf angenehme Lage derselben wird eben so wenig Rücksicht genommen, da die Bequemlichkeit, irgend ein fließendes Wasser auf den Hof zu führen, bei der Anlage entscheidet. Die Gärten werden ebenfalls ohne Geschmack angelegt und nur zur Nothdurft darin Kohl gepflanzt, außer den kleinen, schwarzen Bohnen, dem zweiten Lieblingsgerichte der Brasilianer. Mit einem Worte, für's Ungenehme, die eigentliche Würze des Lebens, ist hier nichts gethan, und darum wird sich auch jeder Ausländer, bei noch so großen Reichtümern hier weniger glücklich fühlen, als bei sparsamen Einkünften in seinem Vaterlande.

Selbst die wissenschaftlichen Beschäftigungen verlieren nach und nach den Reiz, wenn sie nicht zuweilen durch

Sismaria. In allen Districten hat man Goarda Mores dos Districtos, oder Landmesser, welche die neu zugestandenen Sismarien vermessen müssen; diese haben zwar keine Besoldungen, ziehen aber große Sporteln von den Vermessungen. Hebrigens, da diese Menschen schlechterdings nichts von Charten verstehen und eben so wenig von genauen Vermessungen, so sind auch die Gränzen einer Sismaria selten genau bestimmt, es sey denn, daß sie ausgezeichnete natürliche Gränzen, z. B. Flüsse haben. In der Mitte der Sismaria wird ein Pfahl eingeschlagen, welchen man piad nennt und in den Lehenbrief trägt der Vermesser alsdann die Entfernungen ein und sagt z. B., nach Norden bis an jenen Bach, nach Süden bis an jenen Berg u. s. w.; durch diese bloß ungefähren Bestimmungen der Gränzen fallen unaufhörliche Händel und Prozesse vor.

angenehme Verstreuungen unterbrochen werden. Mangel an Mittheilung, Mangel aller neueren Schriften, isoliren den wissenschaftlichen Reisenden hier auf die unangenehmste Weise, besonders wenn er schon mehrere Jahre, wie ich, von seinem Vaterlande getrennt ist, so daß er, durch nichts aufgemuntert, zuletzt in eine wissenschaftliche lethargie versinkt; eine Krankheit, die hier sehr zu Hause ist.

Der Reiz des Neuen hält den Reisenden anfänglich schadlos für jenen Mangel, sobald aber dieser aufhört, findet er nichts mehr, was ihm diesen ersetzt. Auch die Unterhaltungen mit den Einwohnern verlieren ihren Wert, sobald man dieselben Gegenstände hundertmal wiederholt hört. In Gegenden, wo Goldbergbau getrieben wird, hört man nichts als von Lavras *) sprechen; freilich ist dieses ein großes, weitläufiges Feld der Unterhaltung, aber da man hier nur äußerst eingeschränkte Begriffe vom Bergbau besitzt, so hat die Unterhaltung gewöhnlich mit den Fragen, wie viel Sklaven arbeiten in der Lavra? wie viel Ausbeute erhält man in der Woche? ist die Lavra auf cascalho oder formaçao? **) ic. ein Ende.

*) Unter diesem Worte versteht man jede Art des Werkommens des Goldes, worauf eine Person durch den Lehensbrief oder Carta da data, wie man es hier zu nennen pflegt, berechtigt ist zu arbeiten. Wird wirklich darinnen gearbeitet, so nennt man es auch Servigo de Mineragão (bergmännische Arbeit).

**) Formaçao nennt der Bergmann die Art des Werkommens des Goldes in seiner natürlichen Lagerstätte, besonders aber

Wer das Glück hat, durch blinden Zufall viel Gold zu gewinnen, den nennt man einen bom mineiro (geschickten Bergmann), und wirklich dem geschicktesten Europäischen Bergverständigen würde man diesen Titel versagen, wenn er nicht das Glück hätte, die gehörige Ausbeute hier zu erhalten. Hält das Glück eines Bergmanns an, so nennt man ihn mineiro g' tem sana (ein Bergmann von Ruf); und da sich die gesammten bergmännischen Arbeiten wenig weiter erstrecken, als auf das, was man vor einem Jahrhundert von den Afrikanischen Negern gelernt hat, so geschieht es oft, daß ein Unwissender, der in seinem Leben nie etwas vom Bergbau wußte, in kurzer Zeit, nach hiesigen Begriffen, ein bom mineiro seyn kann.

Die zweite Classe von Menschen in der Capitania von Minas Geraes sind die Roçeiros, oder Landbauer; diese sind, so wie in allen Ländern, im Allgemeinen die ungebildetsten, und wenn man von einem Menschen hier zu verstehen geben will, daß er keine Lebensart besitzt, so braucht man nur zu sagen: hé da roça (er ist vom Lande). Ein guter und großer Roçero, oder sein gesgeben, ein geschickter Dekonom zu seyn, besteht hier darin, viele Sclaven zu besitzen, zur gehörigen Zeit Walden umzuhauen, so glücklich zu seyn, sie zur gehörigen Zeit in Brand zu stecken, so glücklich zu seyn, die

in Lagern. Cascalho nennt er die goldhaltigen Geschiebe der alten Flusßette, die nur aufgeschwemmten Geschiebe nennt er Cascalho bravo (wilde Geschiebe), weil diese wenig Gold enthalten.

Pflanzungszeit zu treffen, und so glücklich zu seyn, eine gute Kernte zu halten. Nur Vernachlässigung, Unkraut zwischen den Pflanzen aufkommen zu lassen, ist die einzige bewußte Schuld, die der Roçero sich beizumessen hat, wenn die Kernte schlecht ausfällt; und sobald er die gewöhnliche Pflanzungszeit nicht gänzlich versäumt, hängt alles Uebrige von günstiger Witterung ab.

Da nun der Landbauer hier weder Land durch irgend einen Kunstfleiß urbar macht, nicht düngt, und keine Art Vieh zu diesem Behufe in dem Stalle hält, sich seine ganzen Pflanzungen auch nur auf die wenigsten Gegenstände, als Mais und Bohnen, die vorzüglichsten Nahrungsmittel, nur wenig Reis und Zuckerrohr, beschränken, so hat auch in diesem Falle in wenigen Tagen die Bißbegierde ihren Endzweck erreicht.

Die dritte Art von Einwohnern sind die Viehzucht Treibenden (Criadores do gado); diese besitzen ungeheuer große Districte in den flachen, fahlen Ländern, die man Fazendas de Criar, nennt. Die kleinsten dieser Fazendas enthalten neun Quadrat-Lugwas, und die vorzüglichsten sind an den Ufern des Rio de St. Francisco, es giebt welche von 20 bis 50, ja bis 100 Quadratmeilen, z. B. wie die von Pompeo. Natürlicherweise ist die Bevölkerung jener Gegenden sehr gering; die Menschen leben in weiten Entfernnungen von einander, selten dringen politische, wissenschaftliche Nachrichten zu ihren Ohren, was Wunder also, daß sich alle ihre Unterhaltungen um ihre Ochsen und Kühe drehen. Nur wenige Ausnahmen finden Statt:

Die handelnde, als vierte Classe von Menschen, ist wirklich so gering, daß sie gar nicht in Betracht kommt, obgleich durch sie der größte Theil des Geldes ausgeführt wird.

Nicht komme ich zur fünften Classe von Menschen, die wohl eine der stärksten ist, ich meine die Müßiggänger (Vadios), deren man von allen Farben in keinem Theile der Welt wohl verhältnismäßig so viele, als in Minas Geraes trifft. Die Fruchtbarkeit des Bodens, die wohlsfeile Lebensart, besonders aber die Gastfreundschaft der Einwohner ist einladend zum Müßiggange, und da der Brasilianer überhaupt, wenn er es nicht besser haben kann, außerordentlich genügsam ist, lieber seinen Bauch mit oft ohne Fett zubereiteten Bohnen und mit Mais oder Mandioca-Mehl füllt, wenn er nur nicht zu arbeiten braucht, als arbeitet und bessere Speisen genießt; so findet er allenthalben sein Unterkommen, denn Niemand versagt ihm diese geringe Kost.

Diese Art Menschen können zum Theil für den Reisenden am nützlichsten, aber auch am gefährlichsten werden; denn da sie sich selten lange an einem Orte aufhalten, so wissen sie allenthalben Bescheid, begleiten oft den Reisenden, wohin er nur will, denn sie haben nichts zu versäumen; oft sind sie gute Jäger, und wenn man ihnen nur Pulver und Blei giebt, so versehen sie die Küche immer mit Wildpret. Besonders in den Certoês *), wo man oft Mangel an Allem leidet, wo

*) Certoês nennt man alle die Gegenden, wo entweder gar keine oder nur sehr wenige Cultur eingeschürt ist, folglich in großen Strecken gar nicht oder nur wenig bewohnt sind.

man durch dicke Wälder Wege zu eröffnen, reißende Ströme zu passiren hat, sind diese Menschen unvergleichlich, auch fragen sie wenig nach Bezahlung. Diese nenne ich die nützliche Art von Müßiggängern; die andern, deren Zahl diese aber hundertfältig übersteigt, die gefährliche. Diese sind es, welche die Nachbarn beunruhigen, für Bezahlung Meuchelmorde begehen, falsche Zeugen abgeben, Pferde stehlen und allenthalben Händel stiften, mit einem Worte, sie sind der Abschaum von Menschen, vor denen man sich hüthen muß, und die der Justiz genug zu schaffen machen *).

*) Im Allgemeinen kann man in der Capitanie von Minas annehmen, daß die arbeitende Classe der freien Menschen sich zu den Müßiggängern derselben Classe kaum wie 1 : 20 verhält; was Wunder, daß man also so viele Verbrecher hier findet. Noch auffallender wird dieses, wenn man von einer Bevölkerung von 400,000 Seelen, welche man in dieser Capitanie rechnet, jährlich eins in's andere 70 bis 80 große Verbrecher entweder zum Galgen oder zur exportation nach den Afrikanischen Besitzungen verurtheilt werden und wo sie meistens alle sterben. Uebrigens machen diese verurtheilten Verbrecher kaum den zehnten Theil der übrigen Verbrecher aus, die bei der noch sehr geringen Bevölkerung und der überaus schlechten Polizei leicht entwischen und in anderen Districten unbekannt unter andern Namen fortfleben, da man nicht nach Pässen oder Attestaten frägt. Von zehn Verbrechern entkommen gewiß neun, und diese kehren nach einigen Jahren, wenn das Verbrechen vergessen ist, meistens an den alten Wohnort zurück. Weinhae jeder Mulate und freigeborene Neger hier läßt sich für eine Kleinigkeit erkaufen, die grausamsten Morde zu begehen; fällige Beispiele zeugen davon.

So viel über die Menschen, womit der Reisende in Minas umzugehen hat. Dass es unter diesen, wovon ich im Allgemeinen geredet habe, viele würdige Familien giebt, dass unter der angestellten Civildienerschaft, so wie auch dem Militär mehrere talentvolle, aufgeklärte Männer zu finden sind, brauche ich wohl kaum zu erinnern; allein ich darf es doch nicht übergehen, da ich Mehreren Dank schuldig bin.

Heute glaube ich, wird es nicht am unrechten Orte seyn, meinen Landsleuten, die dieses Land bereisen wollen, einige Verhaltungsregeln zu geben, die auf fünfjährige Erfahrungen gegründet sind.

Weder Klima, noch Wege, noch Denkungsart der Einwohner sind so beschaffen, dass der Naturforscher hier zu Füsse seine Reisen machen könnte. Die drückenden Sonnenstrahlen, die oft vertical auf den Scheitel fallen, die von den Maulthieren tief ausgetretenen Fußpfade, worin man selten den Fuß in horizontaler Richtung aufsehen kann, ermüden den Fußwandernden ungemein. Die beständige Aufmerksamkeit auf jeden Tritt, die man noch obendrein verdoppeln muss, um nicht etwa auch auf eine giftige Schlange zu treten, lassen dem Naturforscher wenig Zeit übrig, seine Blicke vom Wege ab nach Seitengegenständen zu richten. Hierzu kommt noch, dass es hier schlechterdings nicht Sitte ist, zu Füsse zu reisen; ja selbst um zur Kirche zu gehen, wenn sie weiter als tausend Schritte entfernt ist, lässt man sich Pferde oder Maulthiere satteln. Sich nach Landessitte zu bequemen, ist also in jedem Betrachte weit vortheil-

hafster und ich möchte daher Allen rathen, die hier zu reisen sich vorgenommen haben, erst in Europa einigen Unterricht im Reiten zu nehmen. Es scheint dieser Rath sonderbar und einem Brasilianer, als geborenen guten Reiter muss er lächerlich vorkommen; allein ich wies derhohle ihn nochmals, denn gewöhnlich versäumen die Deutschen Naturforscher diese Kunst ganz, und hier ist sie unentbehrlich, wenn man sich nicht den größten Lebensgefahren aussetzen will.

Man bedient sich in Brasilien gewöhnlich der Maulthiere zum Reiten und Tragen der Lasten, weil sie weit ausdauernder sind als Pferde; doch wollte ich einem furchtsamen Reiter eher rathen, einer Stutte zum Reiten sich zu bedienen. Diese sind eben so ausdauernd und sehr zahm, werden aber nicht geachtet, weil sie häßlich sind. Zum Fortschaffen des Gepäckes muss man sich mehrere Thiere kaufen und sich der hiesigen Reisekoffer bedienen, die sehr zweckmäßig zu allen Arten von Sammlungen eingerichtet werden können. Da von der guten Behandlung der Thiere das Fortkommen des Reisenden abhängt, so thut man sehr wohl, einen erfahrenen Maultiertrieber (tropeiro) zu mieten, wenn er auch etwas teurer zu stehen kommt, als einen unerfahrenen Reiter zu kaufen, der unsehbar in kurzer Zeit die Thiere ruinirt.

Der Engländer Mawe in seiner Reisebeschreibung nimmt sehr die Bequemlichkeit der Reisen in Brasilien, wenn man vermitteist einer königlichen Portaria (königlichen Befehl), die nicht sehr schwierig zu erhalten ist.

allenhalben Thiere erpreßt. Ein solcher königl. Befehl lautet gewöhnlich, daß alle Militär- und Civilpersonen gehalten seyn sollen, dem Vorzeiger alle Unterstützung als Thiere, Quartier u. s. w. auf dessen Bitten und gegen baare Bezahlung nach der Taxe zukommen zu lassen. Es scheint ein solcher Befehl auf den ersten Anblick ganz überflüssig; allein wer näher mit den Landessitten bekannt ist, findet das Gegentheil, denn oft aus bloßem Eigensinn, welches vorzüglich in Portugal der Fall ist, wollen die Leute für keinen Preis etwas hergeben, und besonders keine Thiere; eine Portaria in diesem Falle ist also sehr nützlich.

Außer den Kesselloffern muß sich der Reisende mit einer leichten Matraze, einigen Betttüchern und einer wollenen Decke versehen; denn da die Nächte im Vergleich mit der Tagesshitze sehr kühl sind, so habe ich dieses besser befunden, als in Reihen zu schlafen, die nach Art der Hangmatten aufgehängt werden, und bei welchen, um sich zu erwärmen, man des Nachts Feuer unterhalten muß. Indessen wiegt ein solches Netz sehr wenig, auch nimmt es wenig Raum ein und der Reisende thut wohl, es ebenfalls bei sich zu führen, denn um den Körper auszuruhen, giebt es gewiß kein bequemereres Lager, auch giebt es kein Bett, welches geschwinder aufgeschlagen werden kann, da es nur zweier Gegenstände bedarf, an denen man es festbindet. Die Kesselloffer kann man ebenfalls einrichten, daß sie als Bettstelle dienen. Auf der Erde zu schlafen, ist nicht ratsam, eines Theils wegen der Feuchtigkeit, vorzüg-

lich aber der giftigen Schlangen wegen, die sehr die Wärme lieben und sich als Schlafkameraden dem Reisenden oft beigesellen. Besonders hat man in dieser Hinsicht die Klapperschlange zu fürchten, die zwar sehr ruhig und zahm sich anschmiegt, auch wohl sich wieder wegschleicht, wenn sie sich ungestört gewärmt hat, allein auch sofort zubeißt, wenn sie in ihrer Ruhe gestört oder gedrückt wird. Viele Menschen haben auf diese Art schon ihr Leben verloren, und ich selbst war einmal dieser Gefahr ausgesetzt; zu meinen Füßen fand sich eines Tages zwischen den Koffern, wo ich geschlafen hatte, eine Klapperschlange, von der ich gar nicht zweifle, daß sie mein Schlafkamerad gewesen war.

Oft kommt der Reisende in Gegenben, besonders in den Certoës, wo er auch gar nichts erhalten kann; es ist also unumgänglich nöthig, sich mit einiger Provisions zu versehen, als mit Kaffee, Thee, Zucker, besonders aber nach Landessitte mit Speck, getrocknetem Fleische, Salz, Pfeffer, Bohnen, Reis und Farinha *),

*) Farinha, oder das Mehl zum Essen, dessen man sich statt des Brodes bedient, bereitet man auf verschiedene Art, entweder aus Mandioca oder aus Mais. Der Mais wird zu diesem Behufe einige Tage lang in Wasser ausgequellt, alsdann zerstampft entweder mit Handstöbern in einem rund ausgehöhlten Erode oder mit einem großen hölzernen Schwanzhammer, dessen Schwanzgebin ausgehöhlter Erog ist, in den beständig Wasser fließt; ist dieser voll, so kommt er nach hinten zu das Uebergepicht und kippt auf; dadurch schützt sich das Wasser von selbst aus, der Erog wird erleichtert und die größere Schwere nach dem Kopfe

nebst den gehörigen Theekesseln, Kochtöpfen &c. Branntwein darf nie vergessen werden. Diesen mäßig genossen, habe ich gefunden, daß er mich und meine Begleiter in den ungesundesten Gegenden, besonders an Flüssen, wo man bösertige kalte Fieber mit einem Trunke Wasser sich zuziehen kann, beständig davor geschützt hat, während Andere, die sich dieses Getränktes nicht bedienten, davon besessen wurden. Auch ist sehr zu rathen, einige Arzneimittel, als Tartarus emeiicus, Hypocacuanha, China, bei sich zu führen.

Da der Reisende nicht beständig bei den Lastthieren bleiben kann, bald voraus geht, bald zurück bleibt und sich nur erst nach geendigtem Tagesmarsche damit vereinigt, es auch nicht zweckmäßig ist, die Lastthiere auf dem Marsche ausruhen zu lassen, so thut man wohl, sich mit einer sogenannten Alforje zu verstehen. Diese sind zwei lederne Beutel, die man vermittelst eines Ries-

macht, daß der Hammer niederfällt und den Mais ebenfalls in einer Vertiefung oder Kasten zerstößt. Man nennt diese Maschine Monjollo, auch wohl pregnica do Erezil (Brasilianisches Faulthier), weil sie außerordentlich langsam arbeitet. Ist der Mais ganz zu Mehl gestoßen und gesiebt, so röstet man es entweder auf einer flachen kupfernen Pfanne, die besonders hierzu verseztigt werden, oder auf einer dünnen Sandsteinplatte. Die Mandioca-Wurzel wird erstlich geschält, alsdann auf einer Reihe, die gewöhnlich an einem Hobel angebracht ist, klein gerieben, darauf unter einer Presse der Saft ausgedrückt und dann, so wie das Mais-Mehl, geröstet. Man ist dieses Mehl so trocken oder vermengt es mit den Speisen.

mens queer hinter sich über den Sattel legt und worin man etwas zu essen bei sich führt; außer diesen leisten ein großes Waldmesser und ein hörnernes Trinkgefäß, woran ein langer Riemen befindlich, mittelst dessen man vom Pferde herab Wasser schöpfen kann, gute Dienste.

So früh wie möglich muß man sich des Morgens auf den Weg begeben, und da die Tagreisen hier nicht stärker als drei bis vier, höchstens sechs Leguas mit Lasthieren und bei guten Wegen seyn können, so ruht man ollenfalls in der Mitte des zurückgelegten Weges an einem frischen Bach aus, und richtet es so ein, daß man um Mittag oder zwei Uhr im Nachtkuartier ist. Es bleibt dem Naturforscher alsdann der ganze Rest des Tages zu seinen Beobachtungen und die Thiere genießen ungestörte Ruhe bis zum folgenden Tage.

Als eines sehr nährenden und sich lange haltenden Gerichts bedient man sich, besonders in den Tertios der Passoca. Dieses ist getrocknetes, fettes Ochsenfleisch, welches am Spieße gebraten und dann mit Farinha gemengt, in einem hölzernen Troge so lange gestampft wird, bis das Fleisch ganz zermalmt und sein Fett vollkommen in's Mehl eingedrungen ist. Hierzu genießt man noch ein Stück Rapadura (kleine Zuckerküchen). Sehr erfrischend und zugleich nährend ist eine Art kalte Schale aus Rapadura und Farinha in Wasser aufgesetzt. v. Schwege. Brasilien. L. Hest.

Ißet, welches Getränk man Jacuba nennt. Diese Gerichte sind im Anfange für eine Europäische Zunge nicht sehr geeignet, indessen gewöhnt man sich bald daran, und ich gestehe, daß ich sie jetzt wohl schmeckend finde, und sie nun für mich in jenen Gertoës unentbehrlich sind. Ich wollte also jedem Reisenden rathe, sich bald an diese Speisen und Getränke zu gewöhnen, da man auf Europäische Leckerbissen Verzicht thun muß.

Was die Ausgaben hier auf Reisen betrifft, so glaube ich, kann man solche in keinem Lande auf eine wohlfeilere Art bestreiten. Der Aufenthalt in den Seehäfen ist wohl der kostspieligste, besonders in Rio de Janeiro, und dieser möchte wohl in dieser Hinsicht alle Europäischen übertreffen. Indessen braucht man sich ja nicht lange daselbst aufzuhalten.

Die geringste Summe, womit eine einzelne Person in Rio *), zwar anständig, aber nicht splendid, leben kann, sind 50,000 Reis monatlich (etwas über 84 Rthl.). Die Anschaffung der Reisebedürfnisse, worunter ich vier Maultiere rechne, die Reisekoffer ic. kommen ungefähr 200,000 Reis zu stehen, und die täglichen Ausgaben auf Reisen, sobald man nur den District von Rio de Janeiro im Rücken hat, mit Ausnahme der Straße von Rio nach Minas Geraes, belaufen sich alsdann täglich, Eins-

*) Statt Rio de Janeiro pflegt man gewöhnlich schlechtweg nur Rio zu sagen.

ins andere gerechnet, nicht höher als 1200 Reis. Wenn man sich von der Hauptstraße entfernt, ist die Gastfreundschaft weit größer, selten, daß man etwas mehr bezahlt, als den Mais für die Thiere, der oft nur eine Kleinigkeit beträgt.

Mit 600,000 Reis, oder 1000 Rthl. jährlich, kann der Reisende hier alle seine Bedürfnisse befriedigen, und ich glaube, daß dieser geringe Preis, wofür man ein großes Land kennen lernen kann, nicht wenig einladend für meine Deutschen Landsleute seyn wird.

Den Anzug hier auf Reisen wollte ich wohl rathen, ungeachtet der Hitze, nicht zu dünne zu wählen, denn Erkältungen (Constipagoës) ist man bei der stärkeren Ausdünstung des Körpers sehr leicht ausgesetzt, und sie sind oft gefährlich. Ein weißer Filzhut mit großem Rande schützt den ganzen Körper sehr bei den vertikalen Sonnenstrahlen und bei Regen. Allgemein bedient man sich auch großer Sonnenschirme, die man vor sich auf den Sattelkopf aufsetzt; diese sind aber für den Beobachter und den, der zugleich zu Pferde seine Bezeichnungen macht und schreibt, unbequem. Hirschlederne weiße Stiefeln sind in der trockenen Jahreszeit die besten, und in der Regenzeit thun Tuch - Kasmaschen über die Stiefeln, vortreffliche Dienste; denn man muß sich vor nassen kalten Füßen hier mehr, als in andern Ländern hüthen. Der Brasilianer sucht deshalb auch gleich wieder durch ein warmes Fußbad die Poren

zu öffnen, ein Gebrauch, der selbst bei dem gemeinsten Manne eingeführt und so zur Gewohnheit geworden ist, daß Manche nicht schlafen können, wenn sie nicht ein Fußbad genommen haben. Jedem Reisenden wird dieses vor dem Schlafengehen ungesondert gebracht. So heilsam dieses auch in einzelnen Fällen ist, so nachtheilig glaube ich aber ist der tägliche Gebrauch, denn in keinem Lande findet man wohl mehr geschwollene Beine und Geschwüre, so wie andere Beinschäden, als in Brasilien, wozu der häufige Gebrauch der warmen Fußbäder wohl das Seinige beitragen mag.

Alles was zum äußeren Anstande und Ceremoniel gehört, muß man hier streng beobachten, man versiert sonst sehr leicht an Uchtung. Ein kluger Mann wird sich auch nie über Religionsgegenstände herauslassen, und selbst wenn er sich zu einer andern Religionsparthei bekennet, sondern die Kirchen des Landes besuchen; er wird sich dadurch vielen unangenehmen Anmerkungen, sowohl des höheren als niederen Pöbels entziehen.

Der Ausländer ist bisher vom Gouvernement immer unterstützt und geachtet, oft den Landeskindern vorgezogen worden. Im Allgemeinen ist er daher von der Nation, wo nicht verachtet, zum wenigsten nicht geachtet, selbst wenn er katholischer Religion ist. Man sieht in ihm nur einen Neizer, man betrachtet ihn mit Mißtrauen als einen Menschen, der im Stande

ist, das Land zu verrathen, als einen Menschen, der sich nur auf Kosten des Staats bereichern will u. s. w. Indessen kann man unbesorgt durch's ganze Land reisen. Niemand wird einen Fremden geradezu in's Gesicht beleidigen, im Gegentheil ihm nach Landesfitten alenthalben mit Höflichkeit und Gastfreundschaft begegnen. Eine feindseligen Gesinnungen der Nation lernt man nur durch einen Jahre langen Umgang kennen, selten, daß sie sich gleich verrathen.

Zuletzt nun noch möchte ich jedem, der nach einer vollendeten Reise etwas über Brasilien schreiben will, ratzen, weder über Sitten und Gewohnheiten der Brasilianer im Allgemeinen, noch über einzelne Personen Kritiken aufzustellen. Es ist ja genug, wenn man nackte Thatsachen aussiebt, Kritiken kann jeder Leser selbst machen. Es giebt wohl keine Nation, die weniger kritisirt seyn will, als die Portugiesische und besonders von einem Ausländer; auch giebt es wohl keine Nation, worauf eine ausländische Kritik weniger Einfluß hat, als auf diese. Da der Zweck einer Kritik vorzüglich seyn muß, Nutzen damit zu stiften und dieser hier ganz verfehlt wird, so ist es weit vernünftiger, sie zu unterlassen, denn es wird dadurch nur allen nachfolgenden Reisenden geschadet; man wird mißtrauischer gegen sie, behandelt sie mit Kälte, ja man sucht sie fern zu halten, weil man ihre Kritik fürchtet.

Dieses ist es, was ich glaubte vorhergehen lassen zu müssen, um eine oberflächliche Idee über das Reisen in Brasilien zu geben; besonders aber um meine Deutschen Landsleute, die gesonnen seyn sollten, dieses Land zu bereisen, etwas darauf vorzubereiten und zugleich aufzumuntern.

Villa Rica, den 16ten Februar 1815.

v. E s c h w e g e .

I.

Reise zu dem wilden Völkerstamme der Goroatos = Indier.

Erster Tag.

Schon lange war es einer meiner sehnlichsten Wünsche, mich näher mit den Sitten und Gewohnheiten, so wie den Sprachen der Brasilianischen wilden Völkerstämme, bekannt zu machen, um einigen Stoff mehr über die Abkunft dieser Menschen-Klasse zu liefern, und ich hatte deswegen schon im Jahre 1811 eine Reise in die Wildnisse der Botecudos (Anthropophagen) unternommen; aber da man in beständigen Kriegen mit diesen lebt, wenig Befriedigung in dieser Hinsicht erhalten. Dienstgeschäfte hielten mich nachher ab, Reisen zu freundschaftlicheren Nationen zu machen, bis endlich der Ruf der Entdeckung einer reichen Goldmine, in dem Distrikte der Goroatos = Indier, mich zu diesem Volle führte.

Unhaltender Regen verzögerte unsere Abreise von Villa Rica (Hr. Freireis war mein Reisegefährte), bis beinahe gegen das Ende des Dezembers vergangenen Fahrs, wo wir endlich dennoch im stärksten Regen ausbrachen. Die erste Tagreise war wegen der außerordentlich schlechten Wege eine der unangenehmsten, die ich je in meinem Leben gemacht habe. Bis nach der, zwei Legoas von hier gelegenen, Stadt Mariana, führt der Weg immer längs der goldreichen Bergkette hin, die sich von Osten nach Westen zieht und seit ihrer Entdeckung und Bearbeitung viele Millionen Gold geliefert hat. Ihre Reichtümer beginnen bei Marianne mit dem Morro da St. Anna und St. Antonio *), und erstrecken sich ununterbrochen bis zur Lavra des Obersten Belojo bei Villa Rica, welches eine Strecke von zwei Legoas beträgt; von hier fehlt zwar die Bergkette noch vier Legoas weiter westlich unter dem Namen der Serra da Caroeira fort, allein sie ist durchgehends arm. Gemeiner Sandstein mit chloritartigem Bindemittel und auf eisenbeschissigen Thonschiefer aufgesetzt, tritt hier zu Tage, indem diese Gebirgsarten auf der ersten Strecke noch von den goldhaltigen Lagern bis zu 60 Fuß Mächtigkeit bedeckt sind.

*) Das Wort Morro ist fast nur in Brasilien gebräuchlich, und man versteht darunter jede Erhabenheit, sie sey Hügel oder Berg; besonders aber isolirte Berge oder auch Berge, die man zu ersteigen hat. Ausgedehnte Berge oder Gebirge benennt man mit dem Namen Serra oder Serrania, in Bezug des Ersteigens einer Serra nennt man sie auch wieder Morro, besonders wenn der Weg steil ist.

Diese bestehen größtentheils aus einem sandigen Eisenglimmer, oft zerreiblich und abwechselnd mit einem thonigen Eisenstein, den der Bergmann hier Gaco nennt, so wie erstenen Facutinga. Die oberste Bedeckung davon, die 9 bis 16 Fuß mächtig ist, besteht aus einem porösen dichten Rotheisenstein, oder einem Conglomerat von scharfkantigen Eisensteinbrocken, gewöhnlich aus Magnetiseisensteinen und Eisenglimmerschiefer, deren Bindemittel Dichtrotheisenstein ist, und welches man hier mit dem Namen Tapanhoacanga oder auch schlechtweg Ganga zu nennen pflegt *). Alle diese Gebirgslager fallen unter einem Winkel von 55 bis 70° parallel mit dem Abhange des Gebirges nach Osten zu, und sind durchgehends mehr oder weniger goldhaltig, daher auch der Grund, warum jeder Staub und jeder Roth auf den Straßen goldhaltig ist; ja selbst der Kehrtig aus den Häusern enthält Gold, und wird von manchen armen Negern zu Gute gemacht.

Streifenweise zwischen obigen Lagern und mit ihnen parallel findet sich das Gold reichhaltiger und in einem oft zerreiblichen Quarze. Quarznester, die oft einen außerordentlichen Reichthum enthalten, sind ebenfalls nicht selten. Der Bergmann nennt diese hier Panellas

*) Tapanhoacanga oder Ganga nennt der Bergmann hier den Dichtrotheisenstein. In der Sprache der Ureinwohner von St. Paulo oder der Paulisten bedeutet dies erstere Wort so viel als Negerkopf und zwar wegen der Lehnlichkeit der hörterigen und oft nierenförmigen Oberfläche mit dem gekräuselten Haar der Schwarzen.

(Köpfe), so wie er die Art des Workommens des Golbes in Lagen Form aça o nennt, und diese machen den Hauptgegenstand des Bergbaues aus; alles Uebrige wird nicht geachtet, da man es auf keine vortheilhafte Art zu Gute zu machen versteht. Auch die oberste Kruste des Dichtrotheisensteins und des Conglomerats ist nicht frei von Golbe.

Der tiefe Einschnitt, in welchem der Ribeiraô (kleine Fluß) do Diro Preto, der nachgehends den Namen Ribeiraô do Carmo führt, nach Marianne zu hinabfließt, ist sichtbarlich nicht das Werk dieses reißenden Baches, denn von der linken Seite neigen sich obige Formationen von dem Rücken des Gebirges bis ganz zu ihm hinab, welches nach meinen Barometer-Messungen mehr als 300 Toisen beträgt, indessen auf dem rechten Ufer steil das Sandsteingebirge hervortritt, welches die Unterlage der Goldformationslagen ausmacht und ebenfalls nach Osten einschießt. Ob sich obige Lagen schnell von diesen sich erhebenden Sandsteinbänken abscheiden oder ob sie sich nach und nach verlaufen, habe ich noch nicht ergründen können. Eine Erhebung auf der einen Seite und eine Senkung auf der andern ist nicht zu erkennen.

Dass dieses Sandsteingebirge, dessen gemeinschaftliche Schwichten eine Dicke oder Mächtigkeit von 400 Toisen haben von der Wassersfläche des Ribeiraô do Diro Preto, bis zur Spitze des hohen Itacolumi gerechnet, weit älterer Entstehung als die auf ihm liegenden Goldföhrer sind, zeigen die, ihn auf dem linken Ufer des Baches so häufig durchsehenden Quarzgänge, die

nie durch die goldhaltigen oberen Flüsse durchsetzen. Sie haben ihre Richtung in der zweiten, dritten und vierten Stunde, und eine Mächtigkeit von einem Zoll bis 15 Fuß. Der Quarz dieser Gänge ist sehr fest und enthält reiche goldhaltige Arsenikiese in großer Menge. Es wird aber, außer einigen Löchern, die man neben den Gängen im weicheren Gestein nur wenige Lachter treibt und den verwitterten Arsenikies losgräbt, kein Bergbau auf ihnen getrieben, weil die Arbeit in festem Gestein dem hiesigen Bergmann zu mühsam ist, er sie nicht versteht und deswegen selten Vortheil davon zieht.

Es ist wohl hier nicht am unrechten Orte, mich etwas weitläufiger über den Goldbergbau herauszulassen.

Die Verlehnungen eines Golddistrictes oder vielmehr Bergtheilungen desselben geschehen auf folgende Art. Dem Entdecker giebt man den ersten Theil (jeder Theil, welchen man Data nennt, enthält 30 Quadratklaftern) den er sich selbst wählen kann; die zweite Data ist für den König, der aber nie Gebrauch davon macht; die dritte gehört ebenfalls dem Entdecker als Bergmann, und der Rest wird an andere Personen vertheilt, die nach Anzahl der Slaven, wenn sie mehr als zwölfe haben, eine ganze Data erhalten; haben sie weniger, so giebt man ihnen zwei und eine halbe Klafter für jeden Slaven (1 Klafter = 10 Palmos = 6 Fuß, 8 Zoll).

Diese Regel oder vielmehr dieses Gesetz, welches das Reglement für die Guarda-Mores (Titel der Per-

sonen, welche beauftragt sind, bergmännische Districte zu vermessen und zu vertheilen) weitläufig abhandelt und vor 100 Jahren gemacht wurde, ist, wie ein Bergwerksverständiger leicht einsieht, gar nicht anwendbar bei Gängen, so wie auch nicht bei nach einer oder der andern Seite einschliessenden Lagern und Flözen. Dennoch wird dasselbe, weiß der Himmel wie, angewendet, und listet unaufhörliche Händel und Processe unter den Bergleuten. Auch begreift man leicht, daß bei einer solchen Einrichtung, wo ein Seider für sich nach eigenem Gutdunken arbeitet, nie ein regelmässiger Bergbau Statt finden kann.

In einer Strecke von zwei Legoaß, wie die von dem Morro da St. Anna an, bis zur Lavra des Obersten Velozo, wird, wer nur zu multipliciren versteht, nach obigen Angaben leicht die Menge der, an dieser Gebirgskette Anteil habenden, Bergleute aussindig machen. In dessen ist diese Unzahl jetzt sehr verringert, indem die Reichern den Anteil der Armeren größtentheils an sich gebracht haben, und man kann deswegen jetzt nur ungefähr 12 Hauptanteile zählen, die aber alle ihres unregelmässigen Abbaues wegen im grössten Verfalle sind.

Die Art der Gewinnung des Goldes in dem Districte von Villa-Rica lässt sich auf drei Methoden reduciren; die eine, wo man durch Versuchsrörter Gold gewinnt, die andere, wo man durch aufstürzende Wassersströme die goldhaltigen Flöze zertrümmert und durch am Fuße des Berges angebrachte Sammelteiche die Er-

hen und den Sand auffängt, und zuletzt die Arbeit armer Neger in den Flüßbetten.

Da die Versuchsörter horizontal in das Gebirge geführt werden, so stößt man wegen der wenigen, schon oben angeführten, Mächtigkeit der goldhaltigen Gänge, bald auf die besonders reichen goldhaltigen Quarznester und Lager; hier gräbt man so lange nach, bis entweder die bösen Wetter das Licht auslöschen, welches oft schon in wenigen Fächtern Teufe geschieht, oder bis ein solches Lager oder Nest sich auskeilt, oder das Gestein zu fest wird, oder bis man es für zu arm hält; man läßt dann diesen Ort stehen und fängt wenige Schritte davon ein neues an. Auf diese Art findet man das ganze Gebirge schon, da wo es nicht durch aufgestürzte Wasser zerrißnen ist, durchlöchert. Fast nie wird man aber finden, daß ein Ort mit dem andern in Verbindung und durchschlägig sey. Man nennt eine solche Arbeit hier *trabalhar por minas*.

Die zweite Methode, durch aufgestürztes Wasser die goldhaltigen Gänge zu zerreißen, nennt man *Trabalho de talha aberta*. Es ist dieses unstreitig eine der künstlichsten, oft begreiflichsten, zugleich aber auch verwüstendsten Arbeiten, die man nur hat erfinden können.

Oft führt man durch eine lange, kostspielige Grubenleitung, worin der hiesige Bergmann geschickt ist, das Wasser nach dem Orte, den man verwüsten gedacht. Hier stehen Slaven mit Brecheisen und andern Instrumenten und stechen unaufhörlich das Erdreich und

mürbe Gebirgsgestein los, welches durch das ausgebrühte Wasser aufgeldet wird, und durch dasselbe Wasser in die, am Fuße des Berges angebrachten Sammelteiche und Kanäle gespült wird. Damit keine taubten Gesteine in diese geführt werden, so sind in dem Graben mehrere Gitter angebracht, über welche die Steine wegrollen und welche nur dem Wasser mit dem feineren Sande den Durchgang in die Sammelteiche, Mondeos genannt, gestatten.

Man braucht kein großer Bergverständiger zu seyn, um leicht zu begreifen, daß sich die goldhaltigen Flöze nicht ganz zu seinem Sande auflösen, sondern der größte Theil als größere oder kleinere Brocken über die Gitter hinrollen, viel Gold dadurch verloren geht, ungeheure Reichtümer auf diese Art in den Flüßbetten begraben werden und ewig vergraben bleiben.

Auf diesen Goldverlust gründen sich nun die Arbeiten in den Flüßbetten, die heut zu Tage bei Villas-Nica nur von armen Negern betrieben werden, die man Faiscadores nennt, so wie man ihre Arbeiten mit dem Namen Faiscar bezeichnet.

Diese Faiscadores arbeiten auf verschiedene Weise. Einige stellen sich bis an den Gürtel in's Wasser, schieben mit dem runden Sichertröge (Gatea), der hier allgemein eingeführt ist, den Flüssand vor sich hin den Fluß abwärts, so daß das Wasser den leichteren Sand mit sich fortspült, der schwerere mit dem Golde aber immer wieder niedersinkt. Hat man auf diese Art den

Sand genug von leichteren Erden und größeren Steinen gereinigt, so füllt man die Batea damit, bewegt diese auf dem Wasser hin und her, so daß das Wasser in der Batea immer einen Kreislauf macht. Das Gold setzt sich darin nach und nach zu Boden und die Erden werden abgespült. Dieses wenige, noch nicht ganz gereinigte Gold, sammelt man in einem anderen Gefäße und am Ende der Tagesarbeit reinigt man alsdann Alles zusammen. Ohne viel Arbeit und Mühe gewinnt man auf diese Art in wenigen Stunden 100 bis 150 Reis, und wer fleißig ist und die Arbeit versteht, gewinnt, besonders nach starken Regengüssen, auch 300 bis 600 Reis (600 Reis = 1 Rthl.). Diese Art Arbeit nennt man Mergulhar (untertauchen).

Andere Faiscadores krahen den Sand an den Ufern der Flüsse zusammen, rühren ihn etwas mit darüber geleitetem Wasser um, damit die leichteren Erden abgespült werden und verwaschen alsdann den Rest auf einem Planerde. Diese Heerde werden gleich am Flusse in dem Sande vorgerichtet und mit Thon ausgeschlagen; das obere Ende des Heerdes oder Canoa, wie man sie hier zu nennen pflegt, worin der Sand nach und nach aufgeschüttet und umgerührt wird, ist bei nahe horizontal und bleibt frei von Planen drei bis vier Fuß lang. Von hier aus fängt der Planheerb an, der etwas länger ist und eine Breite von ein und einem halben Fuß mit einem stärkeren Falle hat. Diesen belegt man entweder mit haarigen Ochsenhäuten oder mit wollenem Beuche. In dem oberen Theile der Canoa bleiben die

größeren Goldkörnchen sijzen, die Planen werden von Zeit zu Zeit in einem Gefäße mit Wasser abgespült und am Ende der Tagesarbeit Alles auf einem Sichertröge gereinigt. Einen schwarzen, schweren Eisensand (Esmeril genannt), der zuletzt aus dem Sichertröge vom Golde geschieden wird, bewahren viele der Faiscadores und wenn sie eine gute Portion zusammen haben, zerreiben sie ihn mit Wasser auf einem glatten Steine, so wie der Maler seine Farben reibt, und gewinnen daraus noch viel Gold.

Die ersten Arbeiten, welche man hier auf Gold getrieben, scheinen sich nur auf die Flüßbetten eingeschränkt zu haben, daher man auch jetzt fast keinen Fluß oder Bach findet, in dem man nicht vor Jahren schon gewühlt hätte, und da wo man allensfalls noch das erste Bett des Flusses mit seinen Urgeschieben (Cascalho virgem, Jungferngeschiebe) findet, ist es schon oft 50 bis 100 Fuß durch neuere aufgeschwemmte Erden und Geschiebe bedeckt. Ungeachtet dieser großen Tiefe findet der Bergmann Profit dabei, dem alten Flüßbett nachzugraben, und zwar mit Aufwendung großer Kosten durch Anlegung von Wasserlösungsmaschinen, von welchen das Schaufelwerk oder der Rosenkranz die einzige ist, die er kennt, oder durch Ableitung des Flusses nach einer anderen Seite.

Nachdem das Gold in den Flüssen seltner wurde, scheint man erst auf die Idee gekommen zu seyn, es in seiner natürlichen Lagerstätte aufzusuchen. Man spürte nach, woher die Flüsse das Gold führten, untersuchte

die benachbarten Berge, worin sie entsprangen; der Zufall kam oft zu Hilfe, und so entstanden die Nachgräbungen in den Gebirgen. Da man aber weder Ideen von Gängen, noch Lagern, noch von ihrem Abbau u. s. w. hatte, so war es natürlich, besonders da man beobachtete, daß starke Regengüsse mehr Gold von den Bergen herabführten, die Natur nachzuahmen und auf den Einfall zu kommen, Wasser auf die Gebirge zu leiten, und das Erdbreich und weiche Gestein loszuspülten, und unten am Berge in Gräben und Sammelteichen aufzufangen und zu verwässchen. Da auch diese Art von Bergbau die bequemste ist, so hat man sie vorzugsweise beibehalten. Viele Lavras sind dadurch schon zerstört und können nicht mehr bergmännisch bearbeitet werden. Auch sind durch die weggefährten Erden viele reiche Flußbetten verschüttet. Die reiche Lavra des Obersten Beloze, bei Villa Rica, ist beinahe dadurch ganz verloren; theils sind die Lager zerrissen und größtentheils verschüttet, so daß man gar nicht mehr zu ihnen gelangen kann. Der Bergbau darin beschränkt sich beinahe noch einzlig auf die Arbeiten und das Resultat heftiger Regen, der in reißenden Strömen die übereinanderliegenden losgespülten Massen durchwühlt und das noch darin enthaltene Gold mit sich wegführt, wovon sich ein großer Theil in die Sammelteiche absetzt, ein noch größerer aber nach den Flußbetten geführt wird.

Einen sonderbaren Unblick gewähren die gleich hinter dem Palaste des Gouverneurs in Villa Rica durch obige Arbeiten ganz rein abgespülten Sandsteinlöcke mit

ihren mächtigen Quarzgängen, an deren Fuß in Antônio Dias, dem östlichen Kirchspiele von Villa Rica, und an der Seite nach dem Palaste zu, man die auffigenden goldhaltigen Flöze hat stehen lassen, so daß sie durch die verticalen Abschnitte sich vollkommen in ihren Abwechslungen der verschiedenen, wie ich schon oben gesagt, eisensteinhaltigen Flöze darstellen, mit einer Mächtigkeit von 20 bis 40 Fuß.

Der Sandstein auf dieser Seite ist sowohl dick- als dünnshiefelig und löset sich in Platten von nur einer Linie bis zu einem Fuße dick ab. Die Ablösungen sind meistens eben und ganz mit einem feinen, wenn ich mich so ausdrücken darf, silberfarbenen Chlorithäutchen überzogen. Er ist feinkörnig, sein Bindemittel chloritartig, er geht zuweilen vom Festein bis zum Zerreißlichen über, in welchem letzten Falle er weiß, eisenschüssig und biegsam ist. Seine Biegsamkeit ist um so stärker, je mehr die kleinen Chloritschuppen in einander eingreifen und jemehr die Quarzkörnchen eisenschüssig und verwittert sind, wodurch der Zusammenhang mehr aufgehoben wird. An einigen Stellen, nach der Oberfläche zu, nimmt der Chlorit in diesem Sandsteine so zu, daß er nach und nach den Quarzsand ganz verdrängt und zuletzt einen reinen Chloritschiefer darstellt, der meistens von hellblauer Farbe oft auch eisenschwarz, selten lauchgrün ist, und von dieser Farbe habe ich ihn nur in Geschieben über der Kirche von St. Francisco de Paulo in Villa Rica gefunden und zwar mit Strahlstein verbunden.

Die Straße nach Maria Anna führt fast beständig an dem steilen Abhange des Goldgebirges hin und ist große Strecken lang in Felsen gehauen, theils in dem obigen Sandsteine, theils in dem Dichtrothessensteins Congloromerat, theils in dem sandigen Eisenglimmerschiefer, in denen man mehrere eisenhaltige Wasser und Quellen findet, wovon man auch eine als Gesundbrunnen in einem besonders dazu gemaerten Brunnen aufgefunden hat.

Allenthalben findet man an eben diesem steilen Gebirge zerstreut liegende, kleine, erbärmliche Häuschen, worin sich größtentheils arme Schwarze, die in der Nachbarschaft derselben Gold graben und waschen, angesiedelt haben. Remuth leuchtet allenthalben hervor, und selbst die beiden kleinen Orte, Tocoaral und Passagem, die man passirt, tragen den nämlichen Stämpel.

Im letzten Orte passirt man über eine steinerne Brücke auf das rechte Ufer des Ribeira do Carmo, der sich hier zwischen engen Felsenklüften rauschend durchdrängt. Das Gestein dieser Felsen verdient eine eigene Beschreibung *) und ist vorzüglich zu Steinhauerarbeit geeig-

*) Es ist eine gemengte Gebirgsart aus Chloritschiefer und Sandstein, die in einem schiefen Gewebe mit einander verbunden sind, und mit denen magnetischer Eisensand innigst gemengt ist. Das Gewebe ist meistens grabschiefrig und zwar pickelschiefrig, und nach geraden Richtungen gespalten erhält es ein gestreiftes Aussehen, wegen der kleinständigen Lagen des Sandsteins. Der Chloritschiefer macht den vorwaltenden Bestandtheil und theilt dem Ganzen eine blau-grünliche Farbe mit. Der Sandstein darin ist äußerst fein-

net. Man hat es auch bei verschiedenen Gebäuden und Kirchen angewendet.

Links erblickt man den zerrissenen Morro do St. Antônio, auf dessen Gipfel sich ein Geistlicher, dem diese reichen Lavoras gehören, niedergelassen, und eine Capelle, dem heil. Antonius zu Ehren, erbauet hat. Die Lavoras sind theils ausgebaut, theils aber auch vergraben, und nur wenig Arbeit wird daselbst noch getrieben. Indessen der Wohlstand, in der die Familie dieses Geistlichen lebt, zeigt, daß sie ihr gewonnenes Capital besser zu benutzen gewußt haben, als der größte Theil der Mineiros es zu benutzen versteht.

Man übersteigt von hier aus noch einen Hügel, von dessen Gipfel man die ganze Stadt Marianna überseht. Die vielen Kirchen und Capellen, der Palast des Bischofs, die Gebude des Seminariums und mehrere ansehnliche Privatgebäude, so wie alle kleineren, aber weiß angestrichenen Häuser, geben dieser Stadt, wie wohl sie nicht groß *) ist, ein nettes Aussehen.

König und meistens pfeischblüthrot oxydirt. Der magnetische Eisensand läßt sich nicht durch's Gesicht darinnen unterscheiden, sondern nur vermäßt des Magnets ausziehen, ist aber sehr häufig darinnen und theilt daher diesem Gestein eine beträchtliche Schwere mit, übrigens führt das Ganze aber keine Wirkung auf die Magnetnadel. Was das relative Alter betrifft, so habe ich darüber keine bestimmte Gewissheit erhalten, doch scheint es mit von gleichzeitiger Entstehung mit allem Chloritschiefer hiesiger Gegend, der auf dem Sandstein ruht.

*) Hat gegen 550 Feuerstellen, die Bevölkerung erhellt aus beigefügter Tabelle weiter unten.

Der Ribeira do Carmo vereinigt sich hier mit mehrern andern Bächen, und hat daselbst ein nicht un beträchtliches, zwischen hohen Bergen eingeschlossenes Thal gebildet, welches aus lauter aufgeschwemmten Erden und Geschieben besteht, die sehr goldhaltig sind. Da diese schon zu einer solchen Höhe aufgeschlemmt sind, daß die jetzige sogenannte Rua da reita, wenn ich mich nicht irre, schon drei Straßen unter sich vergraben hat, so kann man annehmen, daß hier viele Millionen Gold verborgen liegen, und daß es sich wohl der Mühe verslohne, hier Maschinerien zu Goldwäschereien anzulegen. Eine Art Krauwäsche würde, glaube ich, mit großem Vortheile angewendet werden können; auch habe ich hierzu Anleitung gegeben, allein es fehlt an Muth, etwas zu unternehmen.

Das Klima von Marianna ist wegen seiner eingeschlossenen und niedrigen Lage weit wärmer, als das von Villa Rica. Der Barometerstand war am 22. Dezember im Palaste des Bischofs 27¹¹/744, das Thermometer zeigte 78°. F. Mittags um 11 Uhr, giebt folglich eine perpendiculäre Höhe über die Meeresfläche von 398½ Toisen, und also 231½ Toisen niedriger als Villa Rica, wo der mittlere beobachtete Barometerstand 26¹¹/744, 394 und der des Thermometers 60°. F. ist, welches eine Höhe von 630 Toisen über der Meeresfläche giebt und zwar im Palaste des Gouverneurs *).

*). Der Palast des Gouverneurs liegt auf einer der erhabensten Stellen von Villa Rica.

Marianna ist der Sitz eines Bischofs, dessen Bisthum sich beinahe über die ganze Capitania von Minas Geraes erstreckt, und gegen 20,000 Cruzados (1 Cruzado = 1 Fl.) Einkünfte giebt. Außer diesem geistlichen Oberhaupte ist hier ein Domcapitel und ein Seminarium zur Erziehung junger Geistlichen. Der weltlichen Gerichtsbarkeit steht ein Juiz de Fora vor.

Von Marianna führt der Weg S. O. den steilen Itacolumi *), auf einer zum Theil gepflasterten, aber größtentheils zerrissenen Bergstraße hinauf. Das Wetter stieg an sich aufzuklären; allein der schon seit 14 Tagen fallende unaufhörliche Regen hatte diesen Weg so grundlos gemacht, daß wir nach einer ermüdenden und oft gefährlichen Ersteigung beinahe zwei Stunden zu brachten, ehe wir auf den obersten Berggrücken kamen, der eine Fortsetzung des, weiter nach Villa Rica zu gelegenen hohen Itacolumi ist, dessen Gipfel ich schon vor einigen Jahren ersieg und wo ich das Quecksilber im Barometer bis zu 24°,600 herab gesunken fand, bei

*) Die Serra do Itacolumi von Marianna ist ein Fortsatz des hohen Itacolumi, welches Gebirge zur rechten Seite der Straße von Villa Rica nach Marianna sich hoch in die Wolken erhebt, dessen höchster Gipfel 950 Toisen über der Meeressfläche ist, und aus einem grobkrigigen Sandsteine besteht. Der Name Itacolumi röhrt aus der alten Paulistensprache her, und ist aus Ita, Stein, und Columi, Sohn, zusammengesetzt, weil ein kleiner abgesondertes hervorstehender Fels, neben dem höchsten abgesonderten Felsen steht und gleichsam jener kleine ein Sohn dieses großen zu seyn scheint.

einem Thermometerstande von 74° F., welches eine Höhung über die Meeressfläche von 950 Toisen giebt. Der Stand des Barometers auf dem Bergrücken, worüber die Straße führt, war $26^{\prime\prime}.494$, der des Thermometer 73° F., welches folglich eine Höhe von 608 Toisen giebt, die beinahe in einem Niveau mit dem Palaste des Gouverneurs in Villa Rica liegt.

Die Gebirgsart dieses Gebirges ist größtentheils gemeiner Sandstein von etwas größerem Korne, als der bei Villa Rica, auch löset er sich nicht in solchen Platten ab, sondern bildet große Bänke und formirt grosse Felsenwände. Uebrigens ist sein Bindemittel auch chloritartig und zuweilen findet man Chloritschieferlager an ihn angelehnt. Der Chloritschiefer dieser Lager ist meist bläulich und aschgrau, und oft voll, zum Theil verwitterter, als doppelt vierseitige Pyramiden gebildeter Krystalle magnetischen Eisensteins. Diese Krystalle sind auch oft herausgefallen und haben ihre Eindrücke hinterlassen, die alsdann hin und wieder dem Chloritschiefer ein zerfressenes Aussehen geben. Ganz auf der Höhe geht der Sandstein in einen sandigen Eisenglimmerschiefer über, mit hin und wieder aufgesetztem Dichtetotheisenstein.

Die Aussicht von diesem Gebirge nach S. O. ist nichts weniger als schön; allein sie hat etwas Eigenes. Das Ganze erscheint, als wenn es sich nicht lange erst aus dem Chaos emporgehoben hätte. Berge an Berge drängen sich hier hervor und scheiden sich unregelmäßig durch steile Abhänge von einander, in deren tiefen Thä-

lern reißende Walbbäche nach allen Seiten zu die noch tieferen Thäler der grösseren Flüsse suchen. Durchaus unterscheidet man hier keine gewisse Richtung der Bergzüge, selbst der Lauf der Flüsse bleibt versteckt. In dem Niveau der Berggipfel scheint allein eine gewisse Harmonie bei der Bildung geherrscht zu haben, da sich keiner über den andern emporzuheben scheint und nur in weiter Ferne erblickt man einen höheren Gebirgszug, der dieses große gebirgige Waldmeer östlich begränzt.

Die Fruchtbarkeit des Bodens dieser Gegenden ist sehr groß, weshwegen sich auch viele Landbauer daselbst niedergelassen haben, die durch ihre barbarische Cultur die schönsten üppigsten Wälder ausrotten und das Erdreich so lange aussaugen, bis es endlich nichts weiter als Garrenkrüter hervorbringt, hier ein sicheres Zeichen eines unfruchtbaren gemachten Bodens.

Die Cultur des Landes besteht fürlich darin, daß man in den Monaten April bis höchstens zu Ende des Junius den urbar zu machenden Wald fällt. Die Monate Iulius und August dienen, um das gefällte Holz zu trocknen. Zu Ende des August bis zur Mitte des Septembers ist die Zeit, wo man das Holz in Brand steckt und dies ist der kritischste Zeitpunkt für den Dekozonen; denn unverhoffte Regen in dieser Zeit, ehe man gebrannt hat, verderben oft die ganze Aernte; der gefällte Wald brennt alsdann entweder nur schlecht oder gar nicht, so daß man nicht einmal pflanzen kann, wie es vergangenes Jahr dem größten Theil der Dekozonen ergleng, wodurch denn ein wahres Hungerjahr und große Theurung entstand. Zuweilen verspätet sich

auch, in Erwartung eines günstigeren Wetters, der Dekonomin mit der Pflanzung, und es entsteht ebenfalls dadurch oft Misswachs. So wie der Regen oft in der Zeit des Brennens schadet, so schadet auch eine anhaltende Dürre zur Zeit der Pflanzungen, welche in dem Monate September bis oft in die Mitte Octobers fällt. Günstiges Wetter entscheidet also dann über die gute Aernte, und ein Unterschied von acht Tagen in der Pflanzungszeit, bringt oft einen Unterschied in der Aernte hervor.

Mais und Reis sind die vorzüglichsten Getraidearten, die man in diesen Monaten pflanzt. Kleine schwarze Bohnen und Kürbisse pflanzt man im Monat Februar und Anfang März, entweder zwischen den Mais, oder auf Land, welches das vorhergehende Jahr schon Mais getragen hat. Baumwolle pflanzt man zugleich mit dem Mais, gewöhnlich auf Land, welches im zweiten Jahre der Kultur ist und forthin nicht weiter benutzt werden soll. Uebrigens sind die Baumwollenspflanzungen, da sie nicht allenfallsen gut gedeihen, auch nicht allgemein. Zuckerrohr pflanzt man in Minas Geraes, im Monate Januar und Anfang Februar auf eigenes, dazu bereitetes, gereinigtes Land, indem man das, in ungefähr ein und einen halben Fuß kurz geschnittene Zuckerrohr in Furchen legt und die Erde darum aufhäuft. Es erfordert anderthalbes Jahr zu seinem Wachsthum; auch dauert es dasselbst nur ein Jahr, das zweite Jahr dient es bloß zum Pflanzen; in wärmeren Provinzen braucht es nur ein Jahr zum Wachsthum und wird mehrere Jahre benutzt.



Die weitere Urbarmachung des Landes für Mais, Bohnen &c. verdient gar nicht diesen Namen; für Mais hackt man in Entfernungen von drei bis vier Fuß eine sehr oberflächliche Vertiefung, wirft drei bis vier Körner Mais hinein und schiebt alsdann mit dem Füsse oder einem Stocke ein wenig Erde darüber. Sobald die Früchte aufgegangen sind, ist nur zu beobachten, daß das Unkraut nicht überhand nimmt, zu welchem Behufe man es ein - auch zweimal aushecken muß, und dieses ist die beschwerlichste Arbeit für den Landbauer, der sie mit dem Namen Capinar belegt. Bei der Urbarmachung eines Urwaldes (Maito virgem, Jungfernwald) erspart man sich diese Arbeit, da sich auf dessen Boden noch kein Unkraut besamt hat, welches im zweiten Jahre aber schon der Fall ist.

Die Wernte des Mais, als Hauptnahrungsmittel, fängt, je nachdem man früh gesät hat, schon im Februar an, und dauert bis in den April, so wie auch die des Reis. Bohnen reisen gegen Ende Mai und Juni.

Moggen, Waizen und Gerste sind Getreidearten, die noch nicht allgemein eingeführt sind, weil man allgemein kein Brod ist; nur Wenige pflanzen davon etwas in den Gärten bei'm Hause, wo sie vortrefflich gedeihen. Den Gebrauch dieser Getreidearten wird man auch sobald noch nicht allgemein einführen, da man mehr das geröstete Mehl (Farinha) von Mais oder Mandioca, als Brod liebt. (Die Capitania von Rio Grande macht hiervon eine Ausnahme).

Unser Weg schlängelte sich immer auf Bergrücken, oft an steilen, abschüssigen Abgründen hin; allenthalben an den Bergen, rechts und links, erblickt man lange und mehrere übereinander liegende Grabenführungen, die oft nach weit entlegenen Lavras führen und geführt haben, deren man in diesen Gegenden viele erblickt. Die Gebirgsart ist ein eisenschüssiger Thonschiefer mit einer mehrere Fuß mächtigen, lehmigen Dammerde; zwischen dieser und jenem Thonschiefer findet sich eine Niederlage von Quarz und Eisensteingeröllen, die fast gar nicht abgerundet, meistens edigt sind, und mit diesen gemengt findet man oft viel Gold als feineren und gröberen Sand, und auch zuweilen derb.

Der Bergmann spült-hier die obere lehmartige Dammerde durch Wasser ab, und gewinnt auf diese Art das darunter sichende goldhaltige Lager, welches nur von sehr geringer Mächtigkeit ist. Dass dieses Lager ausgeschwemmt ist, ist nicht zu bezweifeln. Wie ist es aber zu erklären, daß es sich an steilen Abhängen bis zu dem Gebirgsrücken hinauf ansehen konnte, so daß es gleichsam das Gebirgsgestein wie eine Decke überzieht?

Ein, dem Ansehen nach schlechtes Estallagem (Wirthshaus), Durives genannt, und noch einige kleine Häuschen am Wege sind die einzigen Wohnungen, die man trifft, bis der Weg bergab nach dem Rio Mainarde führt, über welchen man auf einer beinahe einstürzenden Brücke nach der Fazenda des Pater Manoel Ignacio kommt.

Man hält diesen Geistlichen für einen der reichsten Güterbesitzer dieser Gegend; er beschäftigt sich mit Uebau und Goldgräberei auf Geschieben an den Ufern des Rio Mainarde und außerdem bringen ihm die verschiedenen Capellen, die er besitzt, so wie die dabei angelegten Brannweinschenken auch etwas Beträchtliches. Das Wirthshaus, welches er hier für Durchreisende bauet hat, ist eines der reichsten, die ich noch in Brasilien getroffen, und selbst die Bewirthung gut, obgleich von Sklaven geschieht, die ihrem Herren Rechen ablegen müssen. Nur die Bezahlung ist außerordentlich hoch.

Gegen ein Uhr Nachmittags kamen wir daselbst nach einem Marsche von sechs Stunden. Um vier Uhr während eines Gewitters, machte ich nachfolgende Beobachtungen. Das Barometer zeigte 27°,942, das Thermometer 75° F. welches eine Erhöhung über die Meeressfläche von 365½ Toisen giebt.

S e i t e r T a g.

Die heutige Tagreise war weit weniger beschwichtig als die gestrige. Der Weg führte größtentheils zwischen hohen Bergen, bald an Flüssen und Bächen hinauf, bald an ihnen hinunter, und manche Thäler, bei den Vereinigungen mehrerer Flüsse oder Bäche, boten ganz angenehme Gegenden dar, denen nichts als Menschen und Cultur fehlte; denn der rohe Naturzustand

eine noch so schönen Gegend bietet doch nie die Reize dar, die ein durch Menschenhände und Kunstfleiß veredeltes Feld besitzt. Das Thal am Rio Mainarde ist wirklich schön; allein das Auge ermüdet bald, denn es findet keinen Gegenstand, der Bewunderung erzeugt, oder Unterhaltung darbietet. Man wird mit Wohlgefallen einige Augenblicke bei der Fazenda dos Crissas und weiter hin, bei der eines andern Geistlichen, dessen Name mir entfallen ist, verweilen, wo man in einem Wiesenthal einen großen Teich aufgedämmt hat; ich sage einige Augenblicke, denn in dieser Zeit erblickt das Auge Alles, was nur zu sehen ist.

Die Bäche und Flüsse dieser Gegend sind fast alle goldreich, allein auch fast alle zum Theil schon abgebaut, zum Theil durch neuere aufgeschwemmte Lager verschüttet, so daß man, um zu den alten Flüßbetten zu gelangen, hier 20 bis 30 Fuß tief erst die aufgeschwemmten Lager wegräumen muß. Da der Fluß selbst hierdurch jetzt höher fließt, so geschieht es, daß man in wenig Fuß Tiefe schon Wasser trifft, welches leicht durch die sandigen Lager durchdringt und den Abbau des alten Flüßbettes erschwert.

Dicht am Wege kamen wir bei einer großen Lavra des Pater Ignacio vorbei, wo einige 60 Slaven, Weiber und Männer, beschäftigt waren. Zur Lösung der Wasser bediente man sich hier eines overschlächtigen schmalen Wasserrades mit einem angelegten Schaufelwerke. Uebrigens bestand alle andere Maschinerie in den Händen und Köpfen der Neger, so wie allgemein gewöhnlich ist.

Man sieht das sogenannte taube aufgeschwemmte Gold, trägt es in kleinen runden Trögen, garombé genannt, auf dem Kopfe als unbrauchbar davon und stürzt Geschiebe des alten Flussbettes, welche am reichsten sind besonders. Erstere werden gar nicht geachtet, weil sie Goldes darin, nach hiesigem Sinne, nur sehr wenig ist und man es mit Vortheil nicht auszubringen versteht. Letztere bringt man aber auf große breite Waschheide die auf der Erde stehen. Man schüttet in diesen großen Heerd, Mulinete genannt, eine Portion Geschiebe, wo auf man Wasser läßt; einige Neger stellen sich dann in denselben und rühren mit Händen, Füßen und Kräfte (Almocafes) die Geschiebe und zwar immer dem Wasser entgegen. Die größeren Geschiebe werden mit den Händen aufgerafft, Sand und feinere Erden mit vielem Feinen Golde werden durch das ablaufende Wasser weggeführt, das gröbere Gold, welches häufig in den Flussbetten vorkommt, setzt sich zu Boden und wird hier nach und nach durch Bretchen aufgedämmt. Um zu Theile auch das feinere Gold aufzufangen, bringt man am Ende des großen Rührheerdes mehrere neben einander gelegene, lange und schmale Planheerde an, so daß das goldhaltige Wasser bald auf den einen, bald auf den anderen Heerd gelassen wird, in der Zwischenzeit, daß man von dem einen oder dem andern das haarigste Häute oder wollenen Beuche wechselt und auswäschte.

Dieses sind die Arbeiten der sogenannten Mineiros im Großen. Die auf die Seite geschafften tauben Geschiebe bleiben ein Gegenstand der Bearbeitung für die Faiscadores, die hiervon mehr Vortheil ziehen, als wenn

ste sich für einen gewissen Lohn an Andere verdingten; ein sicherer Beweis, daß viel Gold durch die äußerst unvollkommenen Arbeiten der Mineiros verloren geht, und wie vortheilhaft man durch zweckmäßige angelegte Waschmaschinen, dieses so zu sagen schon verloren gegebene Gold, noch gewinnen könnte.

Aus allem diesem und dem vorhergehend Gesagten erheben die großen Unvollkommenheiten der bergmännischen Arbeiten, und es ist nicht zu verwundern, daß dieser Zweig der Staatskünste täglich mehr in Verfall gerathen muß, da er jetzt schon seit dem Jahre 1754, wo der königliche Fünfte des Goldes 113 Arrobas oder ungefähr 1,770,000 Cruzados betrug, sich wie 8 : 1 verhält, da der Fünfte heut zu Tage der Krone nur 18 Arrobas, ungefähr 270,000 Cruzados einbringt.

Hoffnung der Wiederauflerbung des Bergbaues, wodurch diese reiche Provinz allein zu einem mächtigen Staat erhoben werden könnte, kann nur bedingungsweise Statt finden, und zwar:

1. durch gänzliche Abschaffung des bis jetzt eingesührten bergmännischen Systems;
2. durch eine ganz neue bergmännische Gesetzgebung und
3. durch ein besonderes, zur Verwaltung der bergmännischen Angelegenheiten errichtetes, Bergdepartement, aber mit der Voraussetzung, daß die Glieder desselben, vom Präsidenten an bis zum ge ringsten Schreiber, bergmännische Wissenschaften,

theoretisch und praktisch studiert haben müssen, so wie in den Ländern der Gebrauch ist, wo das Berg- und Hüttenwesen im Flor steht.

Bei der Fazenda do Cristo s. fand ich zum erstenmale Gneis auf diesem Wege in mächtigen Bänken zu Tage stehend. Die Richtung der Schichten konnte ich nicht genau unterscheiden; seine Gemengtheile waren übrigens grobkörnig, auf ihm hatte sich hier ein Lager goldhaltiger Geschiebe angelehnt, worauf man arbeitete; auch scheint es mir außer Zweifel, daß der größte Theil dieser Gegenden aus derselben Gebirgsart besteht; denn nach allen meinen Beobachtungen in dieser Capitania ist ein waldiger, fruchtbarer Grund und Boden besonders den Urgebirgen eigen; so wie die kahlen, weit ausgedehnten Campos gewöhnlich einen eisenbeschüttigen Thonschiefer zur Unterlage haben, und selten hat mich auf diese Art noch die Physiognomie (wenn ich sie so nennen darf) einer Gegend betrogen.

Gegen Mittag schon, nach einem Marsche, auf dem wir fünf Stunden zugebracht hatten, kamen wir nach der Fazenda von Teixeira. Die Sonne hatte uns den ganzen Tag über furchterlich warm auf die Köpfe gebrannt und Gewitter verkündigt, die denn auch gegen vier Uhr nachmittags zum Ausbruch kamen und von einer solchen Stärke mit einem rasenden Sturmwinde begleitet waren, als ich noch selten in Brasilien erlebte. Ueberhaupt sind starke Sturmwinde vor Gewittern in Brasilien, und zwar zwischen den Wendekreisen, gewöhnlich, welches aus der schnellen Abkühlung der weit mehr erwärmten Lufschich-

ten leicht zu erklären ist. Das Barometer stand auf 27°/750. Das Thermometer 72° F. welches eine Erhöhung dieser Fazenda von 397½ Toisen giebt.

Die Familie des Gutsbesitzers, die mir ziemlich zahlreich zu seyn schien, war bei unserer Ankunft mit der Bohnenärnte beschäftigt, wobei ich hier als Nachtrag der vorhergehenden kurzen Uebersicht des Landbaues noch anführen muß, daß viele Dekonomen im September oder October zugleich mit dem Mais einige Bohnen pflanzen, die gegen Ende Dezember bis Ende Jänner reisen, wozu aber das Wetter sehr günstig seyn muß, weßhalb diese Kernte selten gut aussfällt. Die Kernte geht bestimmt verloren, wenn zur Zeit des Reiswerdens passre Witterung eintritt. Der Monat Jänner entscheidet vorzüglich in diesem Puncte, und die Hoffnungen des Rozeiro gründen sich einzlig auf einige Wochen trockenes Wetter, welches in diesen Monaten nicht selten vorkommt, und mit dem Namen Veronico (kleiner, oder Nachsommer) belegt wird. Dieser Veronico, besonders in den höher gelegenen Gegenden Brasiliens ist außerordentlich angenehm, die Luft sehr rein und heiter und um so angenehmer, je längere Zeit man vorher, wegen unaufhörlich sich ergiezendem Regen zwischen vier Wänden eingeschlossen war. Ich möchte diesen Veronico wohl mit dem oft schönen kurzen Nachsommer in Deutschland vergleichen.

Es scheint die Familie Teixeiro nicht reich, allein man bemerk't doch einen gewissen Wohlstand, Ordnung und Fleiß. Nur wenige Sclaven verrichteten die gröberen Arbeiten. D

deisten, aber auch Kinder und Verwandte des Hauses arbeiteten gemeinschaftlich mit ihnen, welches eine der seltenen Erscheinungen in diesem Lande ist. Die Weiber beschäftigten sich vorzüglich mit Baumwollenspinnerei und Weberei, und ich sah hier sehr artig gewebte bunte Bettdecken.

Wir wurden nach Landbesitze sehr gastfreundschaftlich bewirthet, ohne daß man weitere Bezahlung, als für den Mais zum Bedarf der Thiere nahm.

Dritter Tag.

Aus beigefügter Reisecharte kann man sich einen Begriff von der außerordentlichen Menge von Flüssen und grösseren und kleineren Bächen machen, die, so wie hier in diesem kleinen Bezirk, sich mit wenigen Ausnahmen, z. B. des großen Gertoes, der zwischen Minas und Bahia liegt, und einigen Gegenden zwischen Minas und Goyaz, über ganz Brasilien erstrecken. Nie findet man ein Thal, selten eine muldenförmige Vertiefung am Abhange der Berge, oder eine Bergschlucht, in der nicht eine Quelle reinen Wassers zu finden wäre, und meistens in solcher Menge, daß man zur Anlegung von Mühl- und anderen Kunsträdern selten in Verlegenheit gerathen würde. Diesem außerordentlichen Wasserreichthume in einem so heißen Erdstriche kann ohne Bedenken die große Fruchtbarkeit Brasiliens zugeschrieben werden.

Die Hauptrichtung unsers Weges war heute an dem Ribeirão de Bacalhau hinab, bald auf dem rechten, bald auf dem linken Ufer in kleineren und größeren Entfernungen und selbst mit zwischen liegenden Bergen. Er, so wie alle sich in ihn ergießenden Bäche sind goldreich, theils schon ausgebauet, theils noch auszubauen. Sein trübes Wasser zeugte, daß man noch damit beschäftigt war.

Die Fazenda eines gewissen Coronel, dessen Name mir entfallen, war das einzige beträchtliche Gut, welches wir auf dem heutigen Wege antrafen, außerdem wenige kleine Häuser.

Die Gebirgsart war durchgehends großkörniger, zum Theil feinkörniger Gneis, dessen Streichen von N. nach S. gieng. Diesen Gneis behielten wir bei, bis ungefähr eine Legoa von dem Arryal de Sta. Anna dos Ferros, wo Glimmerschiefer dessen Stelle einnahm. Dieser Glimmerschiefer enthält nur wenig Quarz und der Glimmer ist von silberweißer Farbe, dabei so kirschschuppig, die Schuppen spitz und scharf zulaufend und so hart, daß, wenn man sich nicht vorsieht, diese Schuppen, die sich leicht ablösen, die Haut verwunden.

Man kommt hier an den Rio Piranga, einen der Haupt- und beträchtlichsten Flüsse dieser Gegend, in welchen bei dem Arryal de Sta. Anna dos Ferros, gewöhnlich nur Arryal da Barra do Bacalhau genannt, der Ribeirão do Bacal-

hao einfällt *). Nordöstlich fehlt der Piranga seinen Lauf fort, vereinigt sich mit dem Ribeirão do Carmo, nimmt alsdann den Namen Rio - Doce an, und ergießt sich in der Capitania von Espírito Santo in das Meer. Wegen desselbiger Schiffsbarmachung zur leichteren Communication mit der Capitania von Minas, hat man dem Staate nicht nur manche Werke und Plane vorgelegt, sondern auch schon manche vergebliche Kosten gemacht.

Das vorzüglichste Hinderniß, welches sich der Schiffsbarmachung dieses Stromes entgegensetzt, sollen die großen Meereswoogen seyn, die sich an der Mündung derselben beständig aufstürmen und queer vor derselben Sandbänke aufführen, so daß nur wenige Fahrzeuge bei günstigem Wetter so glücklich sind einzulaufen. Das zweite Hinderniß sind die häufigen Wasserfälle über Felsen, die nicht unbeträchtlich seyn können; denn ich fand auf meiner Reise vor drei und einem halben Jahre nach dem Cerca do Rio - Doce, daß dieser Fluß von der Stelle, wo ich war, und die nach meinen Beobachtungen nicht mehr als einige 30 Leguas von der Mündung derselben entfernt seyn konnte, einen Fall von 1365 Fuß bis zum Meere machen mußte. Würde man sich die gerade Linie von 30 Leguas als ein planum inclinatum denken, so würde auf jede Legua 38 Fuß Fall kommen, welcher

*) Es gibt einen andern Arraial bei Sta. Anna dos Ferros, welcher am Rio de St. Antonio liegt, und wenn ich nicht irre, zur Comarca von Serra do Rio gehört.

nun freilich durch die vielen Krümmungen des Flusses etwas gemindert würde, indeß doch immer sehr beträchtlich bleibt und nur durch Anlegung von Schleusen würde der Fluß schiffbar gemacht werden können.

Sonderbar ist es, daß man diesen Hauptartikel, den Fall des Flusses bestimmt zu untersuchen, um die Möglichkeit und Schwierigkeit der Schiffbarmachung zu ergründen, gänzlich außer Auge ließ, und sich nur auf die Relationen weniger Personen, die in kleinen Ca-noes den Fluß beschifft hatten, wozu sie besonders Privatinteresse antrieb, verließ, Personen, die nur eine höchst unvollkommene Idee von einer Sache geben konnten, wo man mathematischer Gewißheit bedurfte.

Der Arraval de Sta. Anna dos Ferros, wo wir nach einem Marsche von fünf Stunden ankamen, liegt am linken Ufer des Rio Piranga, über den hier eine große und ziemlich gute hölzerne Brücke führt, hat einige 30 Feuerstellen, und die Bevölkerung des ganzen Districts, der nach den Nachrichten des Commandanten *) gegen 24 Quadrat-Legoas groß ist, hat gegen 2000 Einwohner.

*) Man pflegt in Brasilien, sobald eine Gegend genug bebüßt ist, einen Commandanten des Districts darinnen zu ernennen, dessen eigentliches Geschäft die Handhabung der Polizei ist, und die mit unseren Deutschen Schultheisen oder den Französischen Maîtres zu vergleichen sind. Sie haben gewöhnlich Offiziers-Patente, ziehen aber keinen Sold, werden von den Generals, der Capitanen ernannt und stehen unmittelbar unter den Capitaines Mores der Ternos.

Das Wort Urryal ist besonders den Brasilianern eigen, in Portugal braucht man das für Aldea, welches unser Deutsches Wort Dorf bedeutet. Der Ursprung dieser Dörfer, so wie der Flecken (Villas) in Minas, waren die Goldgräbereien; es versammelten sich in einem kleinen Bezirke viele Menschen, wovon jeder einen gewissen Anteil Land zum Goldgraben bekam. Das erste, was man that, war, eine kleine Capelle zum Gottesdienst zu erbauen, und jeder, der nur einige Mittel hatte, machte sich aus seiner anfänglich kleinen Hütte ein größeres Haus. Je nachdem man viel oder wenig Gold fand, stieg und fiel der Wohlstand und Luxus in diesen Orten und da heut zu Tage die Goldgräbereien, wie ich schon oben angeführt habe, immer mehr und mehr in Verfall kommen, so ist auch der größte Theil dieser Urryals in Verfall gerathen, ja man findet mehrere ganz menschenleer. Einige Häuser stürzen nach und nach ein, andere sind nur noch von wenigen armen Schwarzen bewohnt.

Auch der eben genannte Urryal hat seinen Ursprung der Goldgräberei an den Ufern des Rio Piranga zu verbankten, die hier an einigen Stellen außerordentlich reich gewesen seyn sollen. Heut zu Tage arbeitet außer einigen Faiscadores Niemand mehr und der gänzliche Verfall des Urryal würde eben so unvermeidlich gewesen seyn, wenn die Fruchtbarkeit der benachbarten Gegend nicht andere Mittel der Erhaltung angeboten hätte. Der größte Theil der Einwohner hat sich jetzt auf den Ackerbau gelegt und wohnt hier und

dort auf zerstreut liegenden Gütern, unterhalten aber ihre Häuser in Arrayal, und bedienen sich derselben an Sonn- und Festtagen, wenn sie zur Kirche gehen, außer welchen Tagen man diese Dörfer überhaupt sehr menschenleer findet.

Da hier keine Estallaye ist, so lehrten wir in einem Privathause ein, wo wir gastfreundschaftlich für Geld und gute Worte bewirthet wurden.

V i e r t e r T a g.

Des Morgens um sieben Uhr vor unserer Abreise machte ich noch meine Beobachtungen. Das Barometer stand auf 28°,340; das Thermometer zeigte 76°. Giebt folglich eine Erhöhung und einen Fall für den Rio Piranga bis zum Meere von 301 Höisen.

Der hohe Stand des Thermometers schon so früh, versprach uns einen sehr heißen Tag, der uns sehr lästig gewesen seyn würde, wenn uns nicht hier und da ein schattiger Weg durch dicke Wälder vor den brennenden Sonnenstrahlen etwas geschützt hätte. Der Rio Turbo, der sich nicht weit vom Arrayal auf dem rechten Ufer in den Piranga ergießt, war heute unser Führer. Bald über Berge, bald durch Thäler, die kleine Bäche vielfach durchschlängelten, wandernd, blieben wir größtentheils in der Nähe desselben, bald am rechten,

bald am linken Ufer hinauf, beinahe bis zu seinem Ursprunge.

Bei der Fazenda do Ambrosio und des Goar das Mor José, da Costa, bildet er ein vortreffliches, mit niedrigen Bergen eingeschlossenes, muldenförmiges Thal, das aber leider gar keiner Cultur unterworfen, und nur mit kurzem Gesträuche und Gras bewachsen ist, in dem man hin und wieder ein Stück Vieh weiden sieht.

Die wenigen Fazendas, die man in diesen Gegend trift, sind nur erbärmliche kleine Häuschen, und man pflegt deren Einwohner von dem Rio Turbo, Turbanos zu nennen, so wie man auch zum Unterschiede eines andern Rio Turbo, diesen den Rio Turbo sujo (der schmutzigtrübe) nennt.

Die wilde Indianische Nation der Puris machen die Gränznachbarn dieser Gegend, und siften oft, aber größtentheils durch die Schuld der Bewohner, Unheil in den Pflanzungen an, ein Grund, warum sich auch noch wenig wohlhabende Personen hier niederlassen.

Die gefährlichste Gegend, die Reisende auf diesem Wege zu passiren haben, ist der Wald, oder Matta dos Puris genannt, der sich von N. D. nach S. W. quer über die Hauptstraße zieht, aus lauter Urwald besteht, und beinahe eine Legoa breit ist. Die vielen schmalen, sich schlängelnden Fußpfade, die unter dem

Gebüsche weg die Straße quer durchschneiden, zeigen genugsam, wie frequentirt diese Wege sind, und man hat wohl Beispiele, daß die Wilden hier Pfeile auf Schiere und Hunde der Reisenden abgeschossen und diese auf eine solche Art geneckt, aber nie eine Person getötet haben. Da hingegen arbeitende Neger in den Pflanzungen dies Schicksal oft betroffen hat, der eisernen Werkzeuge wegen, welche die Puris dann nehmen und damit davon laufen.

Die heutige Tagreise war weit stärker als die vorhergehenden, indem wir bei einem unausgesetzten Marsche sieben Stunden zubrachten, bis wir nach Sta. Rita kamen.

Nur auf einer einzigen Stelle, am Rio Turbo, konnte ich das Gebirgsgestein auf diesem Wege untersuchen, welches aus Glimmerschiefer bestand, an allen andern Orten war es von der Dammerde bedeckt.

Sta. Rita ist eine Capelle, die dem Vater Mattheo Ignacio gehört, dessen ich bei der Fazenda von Mainarbe erwähnt habe; es steht dabei das Haus des Capellans und noch ein anderes langes Gebäude, zum Unterkommen der hier an Sonn- und Festtagen in die Kirche gehenden Menschen; auch hat der Vater hier eine Schenke, worin Wein, Branntwein und einige Handelsartikel für hohe Preise zu haben sind. Da dieser Geistliche nicht duldet, daß sich andere Personen bei der Capelle niederlassen, folglich Lederman gezwungen ist, zu diesem Hause seine Zuflucht zu nehmen, so soll

er einen nicht unbedeutenden Profit davon ziehen. Es war gerade auf die Christfeiertage, als wir hier ankamen, und das Haus war so gedrängt voll, daß wir schlechterdings kein Unterkommen finden konnten; auch der Capellan, der alle Kennzeichen an sich trug, nie unter gut erzogenen Menschen gelebt zu haben, entschuldigte sich, uns nicht aufzunehmen zu können. Wir sahen uns also genöthigt, noch eine kleine Viertelstunde weiter zu reisen, nach einer großen Fazenda, die ebenfalls dem Pater Ignacio gehört, gewöhnlich aber nur von einigen Negern bewohnt wird, die auf die Pflanzungen Acht haben sollen, jetzt aber von alten Freundinnen des Paters besetzt war, die des Festes wegen hierher gekommen waren, uns aufnahmen, und für die Küche sorgten.

Die Capelle St. Rita liegt in einer der schönsten Gegenden, wenigstens kommt es dem Reisenden so vor, der sich lange Zeit zwischen hohen Bergen herumtreibt; sie ist ziemlich eben, und nur von niedrigen Bergen eingeschlossen. Die Wälder der Nachbarschaft sind auf eine weite Strecke verschwunden, und an deren Stelle bedecken hohe Farrenkräuter den Boden. Uebrigens soll die Gegend nicht sehr fruchtbar seyn.

Starke Gewitter und Hagelwetter fühlten am Abende die Atmosphäre ab, und begünstigten das lärmende Christfest der Neger dieser Fazenda, welches die ganze Nacht bis zu Tagesanbruch dauerte. Die Musik derselben bestand wie gewöhnlich in einigen Trommeln, die aus einem schmalen und unten spitz zulaufenden, ausgehöhl-

ten Baumstamme verfertigt sind, mit einer übergespannten rohen Haut, welche sie mit den Händen schlagen, und einigen Masseln, die gewöhnlich in einem geslochtenen, geschlossenen Körbchen bestehen, worin Bohnen und andere harte Hülsenfrüchte sind. Hierzu wird gesungen; strophweise singt Einer vor, und dann fällt das ganze Chor ein, auch klatschen sie mit den Händen dazu. Die Gesellschaft männlichen und weiblichen Geschlechts formirt bei dieser Musik einen Kreis und nur eine Person, höchstens zwei führen einen Tanz aus, welchen man *Badue* nennt. Diese Tanzenden drehen sich in Kreisen, machen Grimassen, wie es ihnen beliebt, aber Alles nach dem Takte, machen eine beständige Bewegung mit den Hüften, worin manche eine solche Fertigkeit haben, daß sie sie gleichsam schütteln können. Ist der Tanzende müde, so fordert er einen Andern zum Tanz auf, indem er sich plötzlich nach diesem zuwendet und auf ihn einspringt, worauf dann beide mit solcher Heftigkeit mit den Bäuchen gegen einander stoßen, daß man glauben sollte, einer oder der andere würde Schaden nehmen.

Dieser Tanz ist beinahe leidenschaftlich über alle Brasilianer eingerissen, nur daß da die Musik gewöhnlich aus einer Gitarre besteht, und der Tanz etwas verfeinert ist. Indessen möchte ich ihn doch nicht in Deutschland aufführen, weil man ihn da für höchst unanständig halten würde.

Fünfter Tag.

Nach meinen Beobachtungen in der Fazenda von Sta. Rita, Morgens halb sieben Uhr, stand das Barometer $28^{\prime\prime}.050$; das Thermometer 74° . Dies giebt eine perpendiculäre Höhe für diesen Ort von $347\frac{1}{2}$ Toisen.

Gegen halb acht Uhr Morgens traten wir unsern Marsch an, der größtentheils durch waldige, unwirthbare Gegenden führte, wo man nur hin und wieder kleine Fazendas trifft. Ob der Weg gleich oft bergan, bergab führt, so steigt man doch beträchtlich, so daß man beinahe unmerkbar sich auf der hohen Serra de St. Geraldo befindet, wo gegen Mittag das Barometer auf $27^{\prime\prime}.724$, und das Thermometer 80° stand; welches eine Erhöhung über der Meeresfläche von 400 Toisen giebt und 55 Toisen höher als Sta. Rita.

Die Gebirgsart schien mir durchgängig Gneis zu seyn, auf dem hin und wieder große Hornblendelager aufgesetzt sind; am südöstlichen Ueberhange der Serra fand ich aber auch Gneitgeschiebe, welche wahrscheinlich von höheren Puncten, wo dieses Gestein auf den Gneis aufsetzt, herabgekommen waren; selbst den Gneis fand ich hier an einigen Stellen so verändert, daß er mich in Zweifel ließ, ob ich das Gestein zum Gneis oder Gneit rechnen sollte. Die Haupteinrichtung seiner Schichten war in der zweiten Stunde. Große Hornblendegestein-Lager fand ich nicht weit von Sta. Rita; ferner auf der südlichen Seite der Serra de St. Geraldo, w-

dieses Gestein in großen abgerundeten Felsenblöcken hervorhebt; ferner, weiter hin in der Ebene am Corregó *) de Caets, der sich daselbst über hohe gelagerte Hornblendegestein-Felsen herabstürzt, und bei St. Joaquim Baptista, wo dieses Gestein nicht sowohl als Lager auf dem Gneise sitzt, sondern diesen auch in mächtigen Gängen durchsetzt; ein geognostisches Vorkommen, welches den Gneisgebirgen bei Rio de Janeiro sehr eigen ist.

Von der Serra de St. Geraldo aus, welche weiter hin den Namen der Serra de St. José annimmt, hat man südlich unter sich die kesselförmige bergrige und dichtwaldige Niederung des Districts der Coroatós Indianer. Man steigt zu ihr auf einem außerordentlich steilen und durch Regen verdorbenen Wege hinab, der in der Niederung aber wegen der vielen sumpfigen Stellen noch schlechter, und beinahe nicht zu passiren war. Hin und wieder begegneten wir schon Indianern, theils mit Bogen und Pfeilen, theils auch unbewaffnet. Besonders auffallend war mir darunter ein altes Mütterchen, mit ganz weißen Haaren, außerordentlich kleiner Statur und ohne Beischten ehemaliger Brüste; alle giengen bis auf den Gürtel nackend.

*) Die kleinsten Bäche bezeichnet man mit dem Namen Corregó.

Gegen zwei Uhr Nachmittags kamen wir nach dem Presidio *) von St. Joaõ Baptista, dem Sitz des Generaldirectors der Coroatos und Coropos Indien Hrn. Marlier, der uns schon seit mehreren Tagen erwartete.

*) Presidio nennt man hier die Orte der Militär-Wachten die zur Vertheidigung oder Civilisirung der Indianer bestimmt sind; wie auch die zur Verhütung des Schleichhandels.

II.

Aufenthalt unter dem wilden Völker- stamme der Coroatos = Indier.

E r s t e s C a p i t e l

Geographische, hydrographische und geognos- tische Bemerkungen.

Der District der Coroatos = Indier begreift eine große, kesselförmige Niederung, die von vielen Bächen durchschnitten, mit Hügeln und Bergen besetzt, und mit den dicksten Wäldern bewachsen ist. Sie ist von der Westseite von der Serra de St. Geraldo oder St. Jezé, und auf der Ostseite von der Serra da Onça eingeschlossen, welche beiden Gebirgsarme aus einem Hauptgebirge auslaufen, das von N. herab kommt, und zu dem großen Gebirgszuge gehört, der sich längs der Küste Brasiliens hinzieht, sich aber nachgehends wieder bei dem Einflusse des Rio Xipotó,

in den Rio da Pomba vereinigen, und so gleichsam ein großes O bilden, welches bei 10 bis 12 Legoas Länge, und 4 bis 5 Legoas Breite, einen Flächeninhalt von 40 bis 60 Legoas hat.

Der vorzüglichste Strom, der den District der Coroatos bewässert, ist der Rio Xipotó, mit dem Beinamen dos Coroatos, zum Unterschiede eines anderen Flusses gleichen Namens. Er nimmt seinen Ursprung aus den gesammten Gewässern, die an den Abhängen des kreisförmigen Gebirges entspringen, und wovon die vorzüglichsten der Riberaõ de St. Joáo und da Piedade sind, welche beide sich bei St. Joáo Baptista vereinigen. Zwei Legoas weiter hinab vereinigt sich der Mibeiram dos Bagres damit, und hier nimmt er schon den Namen Xipotó an; noch weiter hinab nimmt er den Mibeiram de Uba auf, wo er alsdann einen beträchtlichen Strom bildet, der mit Canots bis in den Rio Pomba, womit er sich nach einem Laufe von 8 bis 10 Legoas vereinigen soll, beschifft werden kann.

So weit ich diesen District von einem Gebirge bis zum andern untersuchen konnte, besteht er ganz aus Urgebirgen, und zwar aus einem kleinkörnigen Gneisse, der in seinen Gemengtheilen sich nicht immer gleich bleibt. Das Streichen seiner Schichten ist in der zweiten Stunde und in verticaler Richtung; zuweilen trifft man ihn unter einem Winkel von 60 bis 70° nach Osten zu einschlegend, und nicht selten durchsetzen ihre mächtige Quarzgänge in der nämlichen Stunde, indem sie seine Schichten unter einem spitzen Winkel durchschneien.

den, und ihr Felsen noch Westen haben. Auch, wie ich schon oben erinnert habe, sind Hornblendgestein-Lager und Gänge ebenfalls nicht selten, und einige große Magnetisensteingeschiebe, die ich bei St. Joaquim Baptista fand, lassen vermuthen, daß Eisenerze ebenfalls in der Nachbarschaft sind, welches man nicht aus der Wüste lassen möchte, wegen des außerordentlichen Ueberflusses an Brennmaterial, der hier herrscht, und der größtentheils in Minas *) da mangelt, wo Ueberfluß an Eisensteinen ist.

Die Geschiebe in den Flüssen und Bächen bestehen aus Quarz, Gneis und einzelnen Feldspatbrocken, der feinere Sand, aus Quarzsand, gelbroth und rothen Granaten und wenigem magnetischen Eisensand, übrigens fand ich keine Spur von Gold noch andern Metallen.

Die beiden Hauptgebirge, die diesen District umschließen, zeichnen sich sehr von einander aus, indem die Serra de St. Geraldo oder auch St. Joaquim von der Westseite sanft bis zu ihrem hohen Rücken ansteigt, auf der Ostseite zwar steil, aber nicht schroff ist, hingegen die Serra da Ongada den so eigenen Charakter der Brasilianischen Gneisgebirge trägt, sich in hohe kegelförmige Kuppen, die von Weitem das Aussehen von Basaltbergen haben, zu erheben und schroffe Wände zu zeigen. Besonders von der Westseite präsentirt sie sich

*) Im allgemeinen Sprachgebrauch sagt man bloß Minas statt Minas Geraes.

auf diese Art; auf der Dalseite dieses Gebirges ist noch Alles beinahe bis zur Meeresküste eine waldige Wüste von vielen wilden Völkerstämmen bewohnt, mit denen man im Kriege lebt.

Einer Straße, die man von hier nach Campos de Goitacazas eröffnete, gab man, um die hohe Serra da Onça und die große Wüste zu vermeiden, die Richtung am Rio Pomba und nachher am Rio Paraiba hinab, so daß sie beinahe einen rechten Winkel und folglich einen außerordentlichen Umweg macht, wodurch die Förderung des Handels mit Campos sehr wenig gewonnen hat, indem nicht nur dieser Weg sehr schlecht ist, und wegen der vielen Sumpfe den Reisenden bösartige, faste Fieber verursacht, sondern man ebenfalls auch einige Tagereisen durch eine unbewohnte waldige Wüste passirt.

Obgleich letzteres Uebel bei der Eröffnung einer neuen geraden Straße nach Campos für den Anfang nicht zu vermeiden ist, so würde man dennoch viel damit gewinnen, indem der Weg um mehrere Tagereisen verkürzt würde, welches nach meinen Beobachtungen gegen 15 Legoaas ausmacht. Wegen der weiteren Entfernung der großen Flüsse hätte man auch Hoffnung, daß der Reisende von jenen bösartigen Fiebern befreit bliebe. Endessen müßte man die Eröffnung dieser Straße, so wie überhaupt aller Straßen in Brasilien Ingenieurs übertragen und nicht Personen, wie es hier gewöhnlich zu gehen pflegt, die weder Charten entwerfen können, noch die

Richtung des Compasses verstehen, sondern nur im Zickzack in ungefährer Richtung entweder dem Laufe der Bäche und Flüsse folgen, oder krummlaufende Berg Rücken zu Begleitern nehmen, bis sie entweder auf die mühseligste Art das verlangte Ziel erreichen, oder am Ende sich so verirren, daß sie unverrichteter Sache wieder umkehren; der gewöhnliche Fall und Ausgang dieser Unternehmungen.

*Nichts ist so leicht, als der Mensch
seine Freiheit zu verlieren, als das Erwachen
seiner Vernunft, und die Entdeckung
seiner eigentlichen Natur.*

S e i t e s C a p i t e l .

Cinige allgemeine Nachrichten über die wilden Stämme Brasiliens und die wegen ihrer Civilisirung bestehenden Gesetze.

Alle Provinzen Brasiliens sind mehr oder weniger von Stämmen wilder Nationen bewohnt, die größtentheils die dicksten Wälder zu ihren Wohnsätzen wählen. Der größte Theil derselben steht noch auf der untersten Stufe der Cultur; wenige sind, die nur einen geringen Grad der Civilisation angenommen haben. Vielleicht daß das Verhältniß dieser letzteren sich nur wie 1 : 20 verhält, da man gewiß über hundert verschiedene Stämme in diesen Staaten aufzählen kann.

Die Stufenfolge der Civilisation erstreckt sich von den grausamen, ganz nackend gehenden Anthropophagen, den Botocudos, die nur die finsternen Wälder bewohnen, die sich zwischen der Capitania von Espírito Santo und Minas Geraes von S. nach N. ziehen,

bis zu den bekleideten und Pferdezucht treibenden Ca-valleiros = Indiern, oder *Aycurá*, die Bewohner der großen Steppen, die die Gränze von Matto Grossó und Paraguay machen, oder der getauften, bekleideten und mit Specacuánha handelnden *Cotopos*, und noch einigen Andern, die schon so mit der Europäischen Rasse vermischt sind, daß sie ihre Muttersprache und Sitten fast ganz vergessen haben.

Schon seit vielen Jahren ist die Civilisation dieser Willen das Augenmerk der Portugiesischen Monarchen gewesen, und es sind deshalb weise Gesetze gegeben worden; allein bis jetzt haben leider! die Resultate den Erwartungen nicht entsprochen.

Schon ein Gesetz vom 10ten Sept. 1611 trifft schöne Vorkehrungen, und verordnet im 9ten Paragraph, daß alle Indianer frei seyn, und nicht zu Sclaven gemacht werden sollen. Dieses Gesetz wurde sogar von den Päpsten bestätigt, aber nie befolgt.

Ein Gesetz vom 10ten Nov. 1647 wiederholt diesen Befehl und setzt hinzu, daß die Indianer dienen und arbeiten können, wo und wem sie wollen, und wer ihre Arbeiten am Besten bezahlt. Da man hat in dieser Hinsicht schon Gesetze von den Jahren 1570, 1587, 1595, 1652 und 1653.

Ein Gesetz vom 1ten April 1680 setzt Strafen fest für die, welche die Gesetze übertreten, und Indianer in die Sclaverie führen; es hebt ausdrücklich ein Gesetz vom 9ten April 1655 auf, worin man vier Ausnahmen

machte, unter welchen man Indier in die Schlaverei führen konnte, und erklärt die Unzulänglichkeit der vorausgehenden Gesetze von 1570 bis 1653.

Ein Gesetz vom 6ten Junius 1755 erweitert alle vorausgehenden Verordnungen zu Gunsten der Indier, indem es bestimmt, daß die Indier die Rechte jeder andern Unterthanen genießen sollen, und daß man sie unter keinem Vorwände in ihrem Eigenthume stören soll, so wie es eins vom 4ten April desselben Jahres verordnet, daß diejenigen, die Indianerinnen heirathen, oder Portugiesinnen, die sich mit Indianischen Männern verheirathen, eben die Achtung genießen sollen, wie jeder andere Unterthan, so wie auch ihre Kinder in die Gerechtsame jedes Unterthanen treten sollen.

Hierauf folgt ein Gesetz vom 17. August 1755 mit dem Titel: „Instructionen, deren man sich zur Regierung der Indianischen Völkerschaften von Pará und Maranhão bedienen soll“, welches aus 95 Paragraphen besteht. Auch die vorhergehenden Gesetze waren für diese Capitanien gemacht, da man mit den Indiern der inneren Provinzen noch keinen Verkehr hatte; indessen dient dies letztere Gesetz nun auch zur Basis in ganz Brasilien, und besteht auszugsweise in folgenden §§.

§. 1. Bestimmt, daß jedes Indianische Dorf einen Director haben soll, so lange dessen Einwohner nicht selbst im Stande sind, sich zu regieren.

§. 2. Werden die Indier der allgemeinen Gerechtigkeit unterworfen, und die Directoren sollen darauf achten, daß sie gegen dieselben ausgeübt werde.

§. 3 und 4. Werben die Directoren beauftragt, alle Mühe anzuwenden, daß sich die Indier zur christlichen Religion bekennen und den Geistlichen mit aller Achtung begegnen.

§. 5 bis 8. Macht zur besonderen Obsiegenheit der Directoren die Verbreitung der Portugiesischen Sprache, befiehlt die Stiftung zweier Schulen in jedem Orte, eine für die Knaben, eine andere für die Mädchen, und bestimmt, daß der Gehalt für die Lehrer aus den Mitteln der Indier zu bestreiten sey.

§. 9. Empfiehlt, daß man den Indiern, die öffentliche Lemter bekleiden, die Ehrenbezeigungen erweisen soll, die man ihren Lemtern schuldig ist, und so auch ihren Familien.

§. 10. Befiehlt ausdrücklich, die Indier nicht Negros (Schwarze) zu schimpfen.

§. 11. Um Verwechslung der Namen zu vermeiden, soll man ihnen Beinamen geben.

§. 12. Um die Ehrbarkeit unter ihnen rege zu machen, sollen die Directoren darauf sehen, daß sie in ihren Wohnungen gewisse Abtheilungen anbringen.

§. 13 u. 14. Durch sanfte Mittel sie vom Laster des Trunks abzubringen.

§. 15. Empfiehlt den Directoren, durchaus nicht zu gestatten, daß die Indier, und besonders die Weiber, nackend gehen.

§. 16 bis 26. Legt den Directoren an's Herz, den Ackerbau und die Pflanzungen aller Lebensbedürfnisse

unter diesen Nationen zu verbreiten. Um zu sehen, ob sie diesem nachkommen, sollen die Directoren jährlich Listen von den Pflanzungen einschicken, damit der Fleiß belohnt, und die Nachlässigkeit bestraft werden könne.

§. 27 bis 33. Handelt vom Zehnten und sagt, damit Gott die Arbeiten der Indier segnen möge, soll an allen Orten der teuflische Missbrauch, den Zehnten nicht zu bezahlen, abgeschafft werden, und die übrigen Paragraphen bestimmen deshalb, auf was für Art man den Zehnten von den Indiern erheben soll.

§. 34. Bestimmt den 6ten Theil aller Früchte, die die Indier ziehen und aller anderen Artikel, die sie an sich bringen und womit sie Handel treiben, als Ausmusterung und Belohnung der Directoren.

§. 35 bis 45. Geben alle mögliche Anleitungen, die Indier zum Handel auszumuntern, und vorzehrügen, damit sie nicht betrogen werden.

§. 46 bis 58. Handelt vom Handel nach dem Tertado, indem man die Indier, nachdem sie ihre Pflanzungen gemacht haben, auszumuntern soll, auf den schiffbaren Flüssen, unter Direction der Portugiesen, in's Innere des Landes vorzudringen, und Medicinal-Kräuter, Fische, Cacao, Cupaiben - Del ic. zu hohlen. Diese Artikel sollen alsdann nach der Zurückkunst sogenndermaßen vertheilt werden: Zuerst wird der Behute abgezogen; zweitens die Ausgaben der Expedition; drittens der Theil, den man dem Gabo oder Führer der Canoas zugedacht hat; viertens der sechste Theil, der

den Directoren gehörts; und zuletzt wird der Rest in gleiche Theile unter die Indier vertheilt. Da man wegen der Unwissenheit der Indier ihnen ihren Antheil nicht mit Geld bezahlen darf, so ist dem General-Auszahler aufgetragen, in Gegenwart der Indier, ihnen Alles anzukaufen, was sie bedürfen.

§. 59 bis 73. Handelt von der Vertheilung der Indier unter die Portugiesen, um ihnen hülfreiche Hand bei'm Ackerbau und anderen Arbeiten zu leisten, und bestimmt, wie es mit den Bezahlungen für diese Arbeiter gehalten werden soll, indem man den Directoren das Geld, was der Indier verdienen wird, ganz zum Voraus einhändigt. Diese geben davon gleich einen Theil in die Hände des Indiers, und zwei Theile bleiben in seinen Händen, bis zu Ende der bestimmten Arbeitszeit. Auch sollen die Directoren jährliche Listen der arbeitenden Indier und des deponirten Geldes an den Gouverneur einschicken.

§. 74. Empfiehlt den Directoren die Erbauung der Rathhäuser (Cazas da Camara) und der öffentlichen Gefängnisse in den Indianischen Ortschaften.

§. 75 bis 86. Handelt von den verlassenen Ortschaften der Indier, und bestehlt den Directoren, Listen von den abwesenden Indiern einzugeben. Jedes Indianische Dorf soll wenigstens aus 150 Einwohnern bestehen. Besonders wird recommandirt, daß sich Weise unter ihnen niederlassen sollen, aber nur unter gewissen Bedingungen, itens, daß sie auf keine Art die Lände-

reien der Indier besitzen können; 2ten, daß sie in vollkommener Eintracht mit diesen leben sollen; 3ten, daß bei öffentlichen Aemtern des Orts die Indier, wenn sie fähig sind, den Vorzug haben sollen; 4ten, daß sie durch ihr Beispiel die Indier zur Arbeit ermuntern sollen; 5ten, daß, sobald sie diesen Bedingungen nicht nachkommen, sogleich vertrieben werden, und Alles, was sie besitzen, verlieren sollen.

§. 87 bis 91. Die Directoren sollen Alles anwenden, damit der gegenseitige Haß der Weisen und Indier verschwinde, und recommandirt als bestes Mittel, Heirathen zwischen Weisen und Indiern zu stiften.

§. 92 bis 95. Empfiehlt den Directoren strenges Nachkommen dieser Gesetze und ihrer Pflichten.

Diese sind die vorhandenen gedruckten Gesetze, die im Allgemeinen benutzt werden, wovon aber viele Paragraphen gar nicht anwendbar sind, und so gut die väterlichen Gesinnungen der Portugiesischen Regenten hierbei sich an den Tag legten, doch mehrere das Gegentheil bewirkten, und zur Unterdrückung der Indier beitrugen, ja selbst sie weniger empfänglich für Civilisation machten. Ich führe hierunter vorzüglich den 27. bis 33. Paragraphen an, der vom Zehnten handelt, besonders aber den 34sten Paragraph, der den Directoren den 6ten Theil von Allem, was die Indier gewinnen, zugestellt. Der freie Wilde sieht schlechterdings den Grund nicht ein, warum er von seinem Eigenthume den Zehnten abgeben soll, eben so wenig den

sten Theil an die Directoren, die, um sich zu bereichern, ihre Peiniger wurden; so auch gaben der 46ste bis 58ste Paragraph alle mögliche Mittel in die Hände, die armen Indier zu betrügen, denn besonders in jenen Zeiten waren die Menschen, die sich in der Nachbarschaft der Wilden niederließen, und die man alsdann zu Directoren mache, gewöhnlich Verbrecher, die man aus Portugal verwiesen hatte. Was war von diesen zu erwarten?

Handbuch
der
Brasilianischen
Nationen
und
Staaten.

Drittes Capitel.

Insbesondere über die Indianischen Nationen der Capitania von Minas Geraes.

Die mir in Minas bekannten wilden Nationen sind:

1. die Paraibas, eine Nation, die längs den Ufern des Rio Paraiba lebte, und sehr beträchtlich gewesen seyn soll; theils aber durch Krankheiten, theils durch Wegwanderung, theils durch schlechte Behandlung von den benachbarten Portugiesen, jetzt bis auf wenige Familien reducirt ist.

2. die Coropos, heut zu Tage auch eine kleine Nation von einigen Hundert Köpfen, die am Rio Pomba wohnen, die Paraibas als Gränznachbaren von der einen Seite, und von der andern die Coroatos haben. Sie sprechen alle Portugiesisch, sind Christen dem Namen nach, und am meisten civilisirt.

3. die Coroatos am Rio Xipotó; eine Nation von beinahe zwei tausend Köpfen; sie haben

ihren Vicarius, leben in Frieden mit den Portugiesen, sind aber noch äußerst roh.

4. die Puris, ein wilde, große, kriegerische Nation, die ihren Wohnsitz bis an das rechte Ufer des Rio Doce erstreckt, und mit den Coroatos südlich, mit den Botecudos nördlich, und mit den Portugiesen westlich in Kriegen lebt. Sie theilen sich ebenfalls in viele Stämme, wovon mir aber nur die folgenden, Sabonam, Uambori und Xamixuna, bekannt sind.

5. die Botecudos; diese sind Anthropophagen und eine der größten Nationen, die die Wälder zwischen dem Rio Doce und Rio Jequetinhonha bewohnen. Ihr eigentlicher Name soll Grens, nach Andes Trari seyn. Sie scheinen sich aber auch in mehrere Stämme zu zertheilen, wovon die, welche nach dem Rio Jequetinhonha zu wohnen, keine Menschenfresser sind.

Weiter nach Norden, in Minas Novas, wohnen die Patachos, Maconis, Penhames und Menhans, kleine Nationen, die in Freundschaft mit den Portugiesen leben, und in Kriegen gegen die Botecudos dienen.

Die Einwohner der Capitania von St. Paulo, gewöhnlich Paulisten genannt, waren die ersten, welche bis zu der heutigen Capitania von Minas Geraes vordrangen, und zwar in der Absicht, Indier obiger genannten Nationen zu fangen, und sie in die Sclaverei zu führen, welches sie, ungeachtet der schon lange vor-

hergegebenen Gesetze, wie aus dem Vorhergehenden zu ersehen, bis gegen das Jahr 1695 trieben, wo man das erste Gold in dieser Capitania fand, die dadurch mehr die Aufmerksamkeit des Gouvernements auf sich zog. Seit dieser Zeit hörten die Menschen-Zagden nach und nach auf, da man größere Vorteile bei den Goldwäscherien fand; allein die Indianer, einmal durch das unrechtmäßige Betragen der Paulisten gereizt, lebten nun von dieser Zeit an in beständigem Hass und Kriegen gegen die Portugiesischen Pflanzer und Bergleute. Nur um das Jahr 1763 entdeckt man zuerst eine freundschaftlichere Annäherung der Coropos und Coroatos aus schriftlichen Nachrichten des Pater Manoel de Jesus Maria in den Cercaos des Rio Pomba und Peixe, so wie zu gleicher Zeit ein gewisser Capitão, Soze Leme, bei dem Ursprunge des Rio Xipoto dos Coroatos vorbrang, und einen Frieden mit diesen Nationen zu Stande brachte. Von Seiten der Indianer that man den ersten Schritt hierzu; sie durchstreiften zu diesem Ende die Wälder bis an die Seeküste, und hohlteten aus Campos de Goyatacazas einen Geistlichen, Namens Angelo, der als Missionär oft zu den Wilden gieng. Sie trugen ihn in einem Nege durch die dicken Wälder zurück bis Guarapiranga wo alsdann durch dessen Vermittelung der Friede zu Stande kam. Das wirklich heroische Betragen dieses Geistlichen, sich so ganz den Wilden anzubetteln, und mit ihnen eine, gewiß mehr als 40 Leguas lange, Wildnis zu durchstreifen, in der Absicht, Friedensstifter zu seyn, wie er es wirklich wurde, hätte ein Bisthum

verdient. Indessen, da er Niemanden hatte, der für ihn sprach, so blieb seine That vor dem Throne unbekannt, und er starb vor wenigen Jahren in der größten Verzweiflung in dem Arryal de Sta. Anna dos Ferros.

Aus einer Instruction der Junta da Fazenda (Finanz-Collegium) in Villa Rica vom Jahre 1767 erhellte auch, daß man wirklich diese Indier von ihrem Nomadenleben zurückgebracht, und ihnen Ortschaften angewiesen. Diese Instruction ernennt Directoren und bestimmt, wie es mit der Regierung der Indianischen Dörfer gehalten werden soll. Ein anderer Befehl von 1770 handelt vom ungestörten Besitz der Indier in ihrem Eigenthume; auch findet man noch mehrere von den Jahren 1769, 1790, 1803. sc. die alle zu Gunsten der Indier gegeben wurden.

Wie wenig aber alle diese Vorkehrungen auf die Civilisation der Wilden gewirkt haben, sieht man noch heutigen Tages aus dem traurigen Zustande in dem sie leben, und aus dem unaufzuhaltbaren Hass und Mistrauen gegen die Portugiesen. Doch diesen allein ist die ganze Schuld des Uebels zuzuschreiben.

Niedrige Habsucht der Directoren erlaubte sich alle möglichen Mittel, die armen Indier zu übervortheilen; denn Menschen, die aus reinen Absichten handeln, waren für diese Stellen so leicht nicht aufzufinden. Sie brauchten die Indier gleichsam wie ihre Slaven; traktirten sie mit Prügeln, und verkauften ihre Kändereien. Dies hatten die Indier von der einen Seite zu erdulden, von

der andern Seite waren ihre Feiniger alle benachbarte Portugiesen, die oft einen schon angesehenen Indier, der gute Uslanzenungen hatte, aus seinem Eigenthume mit Gewalt vertrieben, oder die ganze Familie vergifteten, oder öffentlich gar tot schlügen, oder auch wohl ansteckende Krankheiten unter sie brachten, woran sie alle starben. Nicht viel weniger trugen die Betrügereien, die man sich gegen die Indier erlaubte, zu dem großen Misstrauen bei. Unter die Beträgereien gehörte, daß man sich des Brantweins als eines Mittels bediente, die Indier betrunknen zu machen, um ihnen dann Alles abzunehmen, was sie allenfalls zum Verkaufe brachten. So wurden die Indier von allen Seiten verfolgt und gemisshandelt, und die Geistlichen unterließen auch nicht, ihren Theil mit beizutragen, den Indiern die Civilisation verhaft zu machen. Statt ihnen die christliche Religion auf die sanftmütigste Art beizubringen, vorzüglich ihnen aber erst die Portugiesische Sprache verständlich zu machen, fiengen sie mit Kirchenbüßen an, sie tauften nicht und wollten nicht begraben, ohne daß die Familie des Indiers dafür bezahlte; diese, die nichts anders zu geben hatte, als ein Huhn, oder exlegtes Wildpret, beraubte sich dadurch ihres Unterhaltes; was Wunder also, daß sie nicht getauft seyn wollen, und lieber ihre Todten in den Wald begraben, als an eine christliche Kirche.

Dem Gouvernement blieben alle diese Gräuel nicht unbekannt; allein sie lagen außer seinem Wirkungskreise, da sie bloß in der Immoralität und den falschen Gründen

sähen aller Vorer zu suchen waren, die mit den Indiern in Verbindung standen. Indessen blieb man dabei doch nicht stehen; gleich nach der Ankunft der königlichen Familie in Brasilien, stiftete man in Villa Rica im Jahre 1808. ein besonderes Collegium, mit dem Titel: „Junta da Conquista e Civilisação dos Indios, do Comercio e Navegação do Rio Doce.“ (Collegium der Eroberung und Civilisation der Indianer, des Handels und der Schifffahrt des Rio Doce).

Die Carta Regia, die dieserwegen ausgesertigt wurde, empfiehlt im Allgemeinen die Civilisirung der Indianer, und autorisiert die Junta, hierzu die zweckmäßigsten Mittel zu wählen; besonders aber enthält sie die Errichtung von sechs Divisionen Soldaten, ungefähr 600 Mann stark, und die formliche Kriegserklärung an die Botocudos - Indianer; diese Kriegserklärung lautet, daß der Krieg nicht eher aufhören soll, bis daß das Land dieser Menschenfresser ganz erobert ist, und sie sich unter das sanste Toch der Geseze schmiegen. Zu gleicher Zeit bekamen die Commandanten der Divisionen Ordre, so wie sie vordrängen, breite Straßen zu eröffnen und zu unterhalten, um in lebhaftere und fürzere Verbindungen mit den Siedlungen zu kommen, so wie auch die neuen Anpflanzer zu vertheidigen ic.

Ich enthalte mich aller weiteren Anmerkungen hierüber, und verweise nur auf die Resultate, die daraus erfolgt sind, seit einem Zeitraume von nun bereits sieben Jahren. Die jährlichen Ausgaben dieser Divisionen betragen gegen hundert tausend Cruzados, folglich hat

man schon sieben hundert tausend Cruzados verwendet; doch ist weder das Land der Botecudos, das einen District von wohl 1200 Quadrat-Legoas einnimmt, und aus lauter dicken und undurchdringlichen Wäldern besteht, erobert, noch haben sich die Botecudos unter das sanfte Zog der Gesetze geschmiegt, noch hat man Straßen eröffnet, noch ist die Schiffsbarmachung des Rio Doce befördert.

Es fragt sich nun, was hat man gewonnen? — Nach meiner Meinung hat man verloren; denn dadurch, daß mehrere Güter wieder von ihren davon gelaufenen Besitzern bewohnt werden, die eben sowohl sich an andern Orten hätten ansiedeln können; und welches nur in der Absicht geschah, zehn Jahre von Abgaben befreit zu bleiben, so wie die Carta regia verspricht, und wo von der größte Theil nach den festgesetzten zehn Jahren wieder davonlaufen wird, um noch einmal diese Wohlthat zu genießen, dunkt mich, ist kein Ersatz für das einertheils unnöthigerweise verschwendete Geld, und auf der andern Seite für den doppelsten Hass, den man durch den grausamen Krieg den Botecudos gegen die Portugiesen einflößt.

Wenn man diese Wilden an sich zu locken sucht, ihnen zu essen vorseht, und nun, während sie ihren Hunger stillen, Feuer auf sie giebt; wenn eine Heerde solcher Banditen-Soldaten in die Wälder vordringt, und den ruhigen Aufenthalt einer Botecuden-Familie ausspäht, sie bei nächtlicher Stille überrasst, und dann Alles, Weiber und Kinder, unbarmherzig umbringt;

wenn ein Unmensch, von religiösem Wahnsinne angetrieben, die sich aus List und stellenden Wilden erst taufst, und ihnen dann die Köpfe abschneidet; Alles dieses muß einen unauslöschlichen Haß, und selbst Abscheu bei führenden Menschen erregen. Immer rührend wird mir eine Anekdotة seyn, die mir, so wie obige Thatsachen, von verschiedenen Augenzeugen mitgetheilt wurden. Man stieß eines Tages auf eine Botecuden-Familie, wovon die meisten, die sich nicht durch die Flucht retteten, umgebracht wurden. Eine Frau mit zwei Säuglingen, die mit ihrer Last nicht fliehen konnte, saß am Feuer und kochte; da man nichts verschonte, so gab man auch dieser Frau einen Schuß in den Rücken, wovon eines der Kinder ebenfalls bissirt wurde; sterbend winkte sie dem Commandanten der Bande, übergab ihm die beiden Kinder, bat durch Sprache und Geberden für ihr Leben, zeigte auf den Topf, worin ein gekochter Uffe steckte, und gab damit zu verstehen, daß man den Kindern zu essen geben möchte, darauf verschied sie.

Wirklich, man sollte glauben Geschichten zu hören, aus den Zeiten eines Cortez und Pizarro, bei der Eroberung des Spanischen America; allein es sind Thatsachen, die in unserem civilisierten Jahrhundert hier noch täglich vors fallen, und ich könnte die Namen aller der Grausamen hererzählen, um diese Nachrichten authentischer zu machen; allein Namen solcher Scheusale der Menschheit verdienen nicht auf die Nachwelt zu kommen.

Farbe ist deshalb Farbe

der Sonnenstrahlen.

Viertes Capitel

Farbe, Bartlosigkeit und Gestalt der wilben Nationen in Minas Gerae.

An einem anderen Orte habe ich schon Erwähnung gethan, daß die natürliche Farbe der Indier in Minas nicht die Kupferfarbe ist, und man thut gewissermaßen unrecht, sie zu der rothen Menschen-Masse zu rechnen. Mein Aufenthalt unter ihnen hat mich noch mehr davon überzeugt. Ihrer Lebensart einzig muß man die kupferrothe oder braune Haut zuschreiben, denn nackend, abwechselnd der Sonne, dem Regen, dem Winde, der Hitze und Kälte ausgesetzt, was Wunder, daß eine solche Farbe entsteht! — Man braucht ja nur die Hände unsers Deutschen Bauern zu betrachten, so wird man von der Einwirkung, die die Sonne, der Regen &c. auf die äußere Haut haben, überzeugt werden. Wer in Portugal, Spanien, oder den Canarischen Inseln war, wird den

gemeinen Mann, besonders den Fischer, der am meisten den Launen des Wetters ausgesetzt ist, und an vielen Theilen des Körpers entblößt geht, eben sowohl für kupferroth erklären müssen, ob er gleich weißen Ursprungs ist, denn ich finde schlechterdings keinen Unterschied in der Farbe eines Indiers, mit der von der oben genannten Classe von Menschen, an den Theilen des Körpers, womit sie unbedeckt gehen. Zwar ist die Farbe der Indier nicht die blendend weiße der nordischen Nationen, aber auch da, und noch mehr im südlichen Europa, findet man ja einen beträchtlichen Unterschied in der Farbe, warum sollte dieser in noch tiefer südlichen Ländern nicht zunehmen? —

Die Farbe neugeborner Kinder der Indier ist weiß, etwas in's Gelbliche ziehend, und so auch die Farbe der älteren an den Theilen des Körpers, wo sie bedeckt gehen; alle unbedeckten Theile nehmen eine braunnere Farbe an, und je gesünder und robuster der Indier ist, desto braunrother erscheint er. Ist er kränklich, so ist er braungelb, und hat die Farbe eines hellen Mulatten, der von einem weißen Vater und einer Mulattin gezeugt ist. Ihre unreinliche Lebensart trägt ebenfalls viel zur Veränderung der äusseren Hautfarbe bei; sie baden sich zwar alle Tage mehrere Male und besonders in der Mittagssonne, reiben sich aber nie die Haut rein, wälzen sich wieder auf der Erde herum, beschmieren sich auch wohl mit färbenden Thonerdien, und mehrere legen sich, um des Nachts warm zu liegen, in die warme Asche der erloschenen Feuer; besonders thun dies die Nationen, die

täglich ihren Aufenthalt der Jagd wegen verändern. An einem verlassenen Lager dieser Nomaden-Völker kann man an der Zahl der erschienenen Feuer die Anzahl der verheiratheten Personen wissen, denn diese machen sich jedes Paar ein besonderes Feuer.

Das, was man über die Bartlosigkeit der Indier gesagt hat, trifft bei den Wilden in Minas Geraes nicht ein; denn alle, die ich gesehen habe, hatten Bart, freilich nicht so dicht, wie Nationen, die sich den Bart scheeren, welche Gewohnheit vorzüglich zur Verstärkung derselben beiträgt. Bei den Wilden in Minas stehen die Haare mehr einzeln, dennoch aber haben manche einen Schnurrbart, trotz dem besten Grenadier. Auch ihre Schaamtheile, sowohl bei Männern als Weibern, sind nur mit sehr wenigen Haaren besetzt; so sah ich mehrere junge Mädchen der Puris, die sich selbst diese wenigen Haare ausgerauft oder abgeschnitten hatten, (denn so weit giengen meine Untersuchungen nicht, dieses näher zu bestimmen) und kahl an diesen Theilen, so wie auch an den Augenbrauen erschien.

Sie sind, was die Männer betrifft, von Statur mehr klein als mittelmäßig, die Weiber aber alle klein, und manche sehr klein, so daß sie acht jis zehnjährigen Kindern gleichen. Ihre Gesichtszüge sind sanft und sie haben um den Mund einen äußerst gefälligen Zug. Das Gesicht ist rund, nie habe ich ein längliches gefunden, und seitwärts hervorstehende Backenknochen, jedoch nicht so, daß dem Gesichte dadurch ein plattes Aussehen gegeben wird. Die Augen sind gerade geschlitzt, nicht sehr

groß, aber lebhaft. Der Kopf ist im Verhältniß des übrigen Körpers etwas dick, wozu aber auch die dicken, gerabborstigen Haare viel beitragen. Die Männer haben äußerst muskulöse Schultern und Arme, die Beine sind im Verhältniß dünn, und vorzüglich unter dem Knie, weit feiner aber bei den Weibern. Besonders auffallend ist aber bei beiden Geschlechtern das Gefäß; man wird nie einen starken Hintern finden, wovon unfehlbar der Bau des Beckens die Ursache seyn mag; es läuft das Gefäß schmal zu und hat etwas Affenähnliches. Es verdiente diese Bemerkung eine genauere Untersuchung eines Physiologen.

Notizen des Dr. C. L. Burmeister zu Rio Janeiro.

G ü n f t e s C a p i t e l.

N a c h r i c h t e n v o n d e n B o t e c u d o s : A n t h r o p o p h a g e n .

Diese bewohnen, wie ich schon oben gesagt habe, den großen District zwischen dem Rio Doce und dem Rio Jequetinhonha bis zur Capitania von Espírito Santo, und machen eine der größten Nationen wilder Völker aus. Rechnet man nur zehn Personen auf jede Quadrat-Lega, die sie bewohnen, so kommt schon eine Bevölkerung von zwölf tausend Köpfen heraus; doch wahrscheinlich ist diese Angabe noch zu gering. Ihr Stammname soll Grens, nach Anderen Arari seyn, und der Name Botecudos ist ihnen von den Portugiesen beigelegt, wegen des breiten Holzes, welches sie in den Unterlippen tragen, und welches man Botoque nennt. Durch dieses breite Holz, und ein anderes, welches sie durch die Ohrlappen stecken, zeichnen sie sich von allen andern wilden Nationen aus. Bei Alten hat die Schwere des Holzes die Unterlippen schon bis über das

Kinn und die Ohren, beinahe bis auf die Schultern gezogen, und es giebt auf der Welt kein häßlicheres menschliches Wesen, als ein altes nacktes Botecudos - Weib zu sehen, der beständig der Geifer über die herabhängende Unterlippe fließt. Die Männer sind robuster und von stärkerem Körperbau als die andern Indischen Nationen.

Mißbegierde trieb mich im Jahre 1811 in die Wälder dieser Menschenfresser, wo ich mich auch einige Zeit in den Präsidiums der Divisionen aufhielt; da man aber in beständigen Kriegen mit ihnen lebt, so war an keine freundschaftliche Annäherung zu denken, wodurch ich mich selbst hätte über ihre politische und physische Verfassung belehren können. Auch von Andern erhielt ich wenig Licht hierüber, man wußte nur von ihren Grausamkeiten zu erzählen, aber fast nichts von ihren Gebräuchen. Ich erzähle also hier nur, was ich nach und nach von ihnen habe in Erfahrung bringen können.

Ich übernachtete damals an einem Orte in jenen Wildnissen unter einem kleinen Strohdache, wo noch vor wenigen Jahren eine große Fazenda gestanden. Die Botecudos hatten diese, so wie beinahe dreihundert andere in jenen Gegenden zerstört, und ihre Bewohner zum Theile ermordet, der größte Theil aber hatte sich gerettet und die Flucht ergriffen, ehe die Botecudos kamen. Ein Augenzeuge der Gräuelthaten in dieser Fazenda erzählte mir, daß ihre Anzahl nicht sehr beträchtlich war, so daß sie sich alle an einem einzigen Neger, den sie brateten, fäst aßen; von andern schnitten

sie Arme und Beine ab, und nahmen sie als Lebensvorrath mit sich; die getödteten Weissen hatten sie alle liegen lassen, aber alle Theile des Körpers queer über eingeschnitten, so ungefähr wie man Fische zuzubereiten pflegt, wenn man sie einzulzen will. Den Getödteten saugen sie zuerst das Blut aus und dieses scheint ihnen das Leckerste zu seyn. Ueberhaupt hat man aber bemerkt, daß, sobald sie Negerfleisch haben, sie das Fleisch der Weisen nicht achten. Bei großem Ueberflusse schneiden sie den Negern auch nur die Huden und das Innwendige der Hände aus, welches wahre Leckerbissen seyn sollen.

Außer Fleischspeisen, die sie nur halb gebraten, auf Englische Art genießen, essen sie auch Wurzeln, besonders die Wurzel der frisch ausgeschlagenen jungen Bäumchen des Gaja und Taracatja, zweier hohen Waldbäume, wovon letzterer auch wohlgeschmeckende Früchte trägt. Die Wurzel des ersten gleicht einer Rübe, ist süß und wohlgeschmeckend; die des letzteren ist etwas bitter und nicht so angenehm. Diese Wurzeln genießt man roh; zum Kochen nehmen sie ein gewisses saftiges Rankengewächs, von den Portugiesen Banana Cabocola genannt, weil es im Geruch und Geschmack sehr der Frucht des Pisangs ähnlich kommt.

Wenn sie zu einem Streifzuge aussziehen, sind ihrer gewöhnlich 30 bis 50 beisammen; ihre Weiber und Kinder lassen sie alsdann einige Tage reisen unter einer Bedeckung zurück, und die Weiber schleppen Alles, was zu ihrem siedenden Haushalte gehört, nach. Der Mann

trägt seinen Bogen und eine Menge Pfeile, so viel er nur in einer Hand fassen kann, und schreitet damit durch das dicke Gebüsch mit der größten Behendigkeit vorwärts. Wenn er schießt, legt er den größten Theil der Pfeile neben sich, behält aber noch einige sammt dem Bogen in der einen Hand und so schießt er in einem Augenblicke drei bis vier Pfeile hinter einander ab. Weiter als 50 Schritte thun die Pfeile wenig Schaden, und wer auf seiner Huth ist, kann ihnen ausweichen, ja sie sogar mit einem Stocke abwehren, denn man sieht sie kommen.

Die Botecudos sind sehr furchtsam, wenn sie Widerstand finden, ergreifen leicht die Flucht, und laufen dann mehrere Tage, bis sie sich in Sicherheit glauben. Ihre Verwundeten und Todten schleppen sie mit sich fort, wenn es möglich ist, verstopfen große Wunden mit Blättern und kleinere mit Hölzchen, um das Blut zu stillen. Wenn sie sich überwunden sehen, so bitten sie in kniender Stellung, und mit gegen Himmel gehobenen Händen um Schonung. Hieraus könnte man folgern, daß sie an ein höheres Wesen glauben; oft aber brauchen sie dieses Mittel, um ihren Ueberwinder sicher zu machen, ergreifen dann entweder die Flucht, oder bemeistern sich derselben, wenn er allein ist.

Ihre Anführer, oder Gaziques, sollen sich nicht mit in's Gefecht mengen, sondern entfernt bleiben, und so ihre Befehle austheilen. Sie zeichnen sich durch einen Gürtel und Federbusch von Ara-Federn aus.

Die Soldaten der Divisionen, die gegen diese Wilben dienen, ziehen eine Art Panzerhemd an, welches aus Baumwolle verfertigt ist, einen hohen Kragen hat, und beinahe bis auf die Mitte der Schenkel reicht; die Ärmel sind ganz kurz, und bedecken nur die Schultern. Es ist Daumens dick, und kein Pfeil dringt durch, wenn er nicht sehr nahe darauf abgeschossen wird, übrigens aber ist es sehr schwer und unbequem. Die Offiziere pflegen Panzerhemden von Laffet zu tragen. Die Botecudos sind schon so klug geworden, daß sie diesen gepanzerten Menschen nicht mehr nach dem Körper ziehen, sondern nach dem Gesichte und den Beinen.

Die Art des Kriegs der Divisions-Soldaten mit diesen Wilben ist kürzlich folgende. Man sucht erstlich den Wilben auf die Spur zu kommen, wozu man sich gewöhnlich der zahmen Indier anderer Nationen, oder auch wohl selbst zahmer Botecudos bedient, die hierin eine außerordentliche Geschicklichkeit besitzen. Diese Spur verfolgt man so lange, bis man ihnen nahe genug gekommen ist; alsdann umzingelt man sie des Nachts, und mit Tagesanbruch fängt man an, nach dem Ort hin, wo sie ungefähr sich gelagert haben, zu schießen, und schießt so lange, bis sie den Ort verlassen und fliehen. Man schießt nun auf die Fliehenden, und fängt diejenigen, die nicht fliehen können. Die Meisten entkommen, da die Soldaten mit den schlechten Gewehren selten treffen, und nur froh sind, wenn die Wilben fliehen, und sich nicht zur Wehr stellen. Wenn sie schnell überfallen werden, so lassen sie Bogen und Pfeile im Stiche.

M Nachrichten eines alten Negers zu Folge, der vor zwei Jahren in dem Hause eines meiner Freunde starb, und mit dem ich mich oft unterhielt, wurde dieser nebst einer Negerin von den Botecudos gefangen, und hatte das Glück, nicht so wie mehrere seiner Kameraden, gebraten und gefressen zu werden. Man schleppte ihn in's Innere der Walder und gab ihn dem Könige der Botecudos zum Präsent. Hier lebte er 14 Jahre lang. Was sich aus seinen höchst unvollkommenen Erzählungen folgern ließ, war, daß die Botecudos gleichsam eine monarchische Regierungsform haben. Der König wohne in einer großen Aldea, wovon er sich nie entferne; er sei dessen Slave gewesen, habe aber nie etwas zu thun gehabt. Außer der Negerin habe man ihm noch eine verschiedene Klasse Menschen haben wollte. Der alte Neger Augustinho sprach so entzückt von diesen Zeiten, als wenn es die glücklichsten seines Lebens gewesen wären; schade nur, daß er sich so schlecht im Portugiesischen ausdrückte, daß man durch seine Erzählungen wenig unterrichtet wurde. So viel brachte ich nur heraus, daß der König über Alle befahle, und sie familienweise auf Streifereien ausschicke, auch, daß alle die zurückkehren, ihm von diesen Feldzügen etwas mitbringen, gleichsam wie einen Tribut. Ferner sagte er, daß zu einer gewissen Zeit viele Tausende sich in der Nessenz des Botecuden-Königs versammeln, und an solchen Tagen die Operationen an jungen Leuten beiderlei Geschlechts, die Unterlippen und Ohren aufzuschlissen, gemacht würden. Das Aufschlissen der Unterlippen scheint einige

Jahre später, als das der Ohren zu geschehen. Kindern von drei bis vier Jahren, die ich gesehen, waren die Ohren noch nicht ausgeschlitzt; hingegen acht bis zehnjährige hatten schon durchlöcherte Ohren, allein noch nicht durchlöcherte Unterlippen. Dieser Neger, eines Tages müde, seine Kasse unter diesen Wilden fortzupflanzen, ließ seine beiden Weiber und vier Kinder, die er mit beiden erzeugt hatte, sich, ergriff heimlich die Flucht, und war so glücklich, sich aus den Wäldern wieder heraus zu finden.

Die Botecudos in Minas Novas, am Rio Tequetinhonha, wie ich schon oben gesagt habe, scheinen einen andern Stamm auszumachen, stehen auch schon in einiger freundschaftlichen Verbindung mit den Portugiesen. Nach Nachrichten des Commandanten jener Division, begraben diese die Vornehmsten ihrer Familien in besonders dazu gebauete Häuser, die sie inwendig ganz mit Vogelfedern auszieren, und die sie alle Jahre erneuern, so wie die Familie des Verstorbenen alle Jahre in diesem Hause eine Art Todtenfeier anstellt. Sie fassen dabei, halten Reden, und zuletzt stimmt man ein allgemeines Geheul an.

Luiz Macorin, Antônio
et Henrique.

S e c h s t e s C a p i t e l.

Einige Nachrichten von den Patachos, Maconis, Penhames und Menhans.

Diese sind kleine Nationen, die schon bis auf wenige Familien reducirt sind; sie sind, wie schon gesagt, in Minas Novas zu Hause, leben mit den Portugiesen in Freundschaft, und dienen in den Kriegen gegen die Botecudos, und zur Schutzwehr der Portugiesischen Pflanzer; man versetzt sie deswegen bald hier bald dorthin. Die, welche reguläre Dienste bei den Divisions-Soldaten nehmen, erhalten nur halben Sold, aber doppelte Arbeit.

Vor einigen Jahren hatte man von Minas Novas aus zwei Stämme, die Patachos und Maconis an den Rio St. Antonio, anderthalb Legoa vom Arryal Sta. Anna dos Ferros, zur Schutzwehr dieses Arrayals gegen die Botecudos versetzt; bei mei-

ner Durchreise vor mehreren Jahren sah ich aber nur noch die Reste dieses Indianischen Dorfes, dessen Einwohner größtentheis durch die, in jener Gegend häufig grassirenden, bösartigen, kalten Fieber, die man hier mit dem Namen Malatas benennt, ausgerieben wurden. Die wenigen, übrig gebliebenen, waren wieder nach Minas Novas zurückgekehrt.

Glaubwürdigen Nachrichten zu Folge, sollen diese Nationen eine außerordentliche Liebe zu ihren Kindern haben. Wennemand von ihnen stirbt, stimmen sie großes Geheul an, und dann einen Gesang, der sehr lange dauert. Sie begraben alsdann den Leichnam und geben ihm zu essen mit in's Grab, so wie auch Bogen und Pfeile. Hieraus muß man schließen, daß sie an eine Fortdauer nach dem Tode glauben, freilich wohl in anderem Sinne als wir.

Männer und Weiber schlafen auf eine sonderbare Art, die Köpfe nach entgegengesetzter Richtung, und mit dicht in einander verschlungenen Beinen.

Wenn sie Hochzeiten halten, malen sich Männer und Weiber den ganzen Körper mit verschiedenen Farben, welches auch wohl bei andern Festlichkeiten geschieht; Braut und Bräutigam wird ein Trunk Granatwein gereicht, und damit sind sie copulirt.

Sie haben ebenfalls ihre Anführer oder Caziques, welches immer die Herzhaftesten unter ihnen sind, und sich durch eine Portugiesische Soldatenkappe auszeichnen.

Nach Nachrichten des Commandanten der siebenten Division, feiert eine dieser Nationen, es ist mir ent-

sallen, welche, jährlich eine Art Bacchanalien. Nachdem sie ihr berauscheinendes Getränk durch Gährung aus dem Mais bereitet haben, ist Tanz, Trunk, und Besiedigung der Wollust ihr Zweck. Um letzteres zu bewerkstelligen, wird das Loos über eine der unverheiratheten Schönen geworfen; diese führt man in eine besonders dazu eingerichtete Hütte, und hier dient sie jedem, dem die Lust ankommt, zur Besiedigung der Wollust, so lange das Fest dauert.

Siebentes Capitel

Bon den Puris.

Die wilde Nation der Puris, deren Wohnsitz ich oben näher bestimmt habe, müde von allen Seiten verfolgt zu werden, suchte vor einigen Jahren den Schutz der Portugiesen; da man sie aber nie dahin bringen konnte, sich bleibend anzubauen, und sie dennoch öfter die Noth zwang, in den Pflanzungen der Portugiesen Schaden anzurichten, so glaubte die Junta der Civilisation kein wirksameres Mittel anwenden zu können, um diese große Nation zu civilisiren, als sie aus ihren Wäldern zu nehmen, und sie mitten unter civilisierte Menschen zu versetzen. Die Idee war gut, allein weder auf den Charakter der Menschen, denen man die Wilden anvertraute, noch auf den der Indier berechnet.

Durch Ueberredung und Versprechungen von Geschenken, als Kleidungsstücken, eisernen Werkzeugen und dergleichen, ließen sich einige Hundert von ihnen bewe-

gen, die Waffen abzulegen, und unter Begleitung der Directoren und einiger Soldaten, vor ungefähr drei Jahren nach Villa Rica zu marschiren. Männer, Weiber und Kinder waren ohne alle Bekleidung, und so kamen sie in Villa Rica an. Ungewohnte Speisen und verändertes Klima hatten schon auf dem Wege Viele erkranken gemacht, und ihre Lage in Villa Rica, wo das Klima weit kälter ist, verschlimmerte sich, besonders da wenig Anstalten hatten getroffen werden können, den armen Leuten ihr Loos erträglicher zu machen; nur Wenige bekamen Bedeckung, und man eilte nur, so viel wie möglich, sie an den Mann zu bringen.

Ob zwar gleich sehr anempfohlen wurde, die Familien nicht zu zerreißen, Mann, Frau und Kinder nicht zu trennen; so geschah es doch, denn Niemand wollte Weiber nehmen, die Vornehmen in Villa Rica wollten nur Kinder und keine Alten haben. Reiche Gutsbesitzer, die genug Sclaven hatten, wollten gar nichts von Indianern wissen, folglich traf diese Armen das traurigste Loos, man trennte Kinder von ihren Eltern, Brüder von ihren Schwestern, die sich oft fest umklammert hielten, um sich nicht zu trennen. Nur arme Leute, die keine Sclaven hatten, kamen und erbaten sich Männer oder Weiber, weil sie glaubten, auf diese wohlfeile Art einen Sclaven zu erhalten, und der Rest, den man hier gar nicht anbringen konnte, wurde nach entfernten Fazendas geschickt, von denen man wußte, daß sie wegen Mangel an Sclaven in Versall gerieten.

Traurigkeit und Tieffinn schwelte auf den Gesichtern dieser armen Menschen, die sich so betrogen sahen, und Manche, die von ihren Verwandten getrennt wurden, geriethen in Verzweiflung. Ein zehnjähriger Knabe, den ich zu mir nahm, sprang aus einem hohen Fenster hinab, um seine Mutter wieder zu suchen, und ob er gleich nicht wußte, wem diese zu Theil worden war, so fand er sie doch in wenigen Stunden; und ein kleines, sechsjähriges Mädchen bekam acht Tage lang öftere Anfälle vom stärksten Heimweh.

Der Erfolg dieses Planes der Civilisation der Puris war, daß die ganze Nation, die ihre Kameraden und Verwandten nicht wieder zurückkommen sahen, mißtrauischer wie vorher wurden, ob man sie gleich durch Unwahrheiten, wie gut sich ihre Landsleute unter den Portugiesen befänden, eine Zeit lang täuschte. Indessen dieses dauerte nicht lange. — Diejenigen Portugiesen, welche erwachsene Indier genommen hatten, zwangen diese zur Arbeit wie Sklaven; diese, nie der Arbeit gewohnt, ihrer Freiheit beraubt, erkrankten wegen gänzlicher Veränderung ihrer Lebensart bald, und starben größtentheils. Ein anderer Theil flüchtete in die nächsten Wälder, wo sie fast alle Hungers starben; so hat man eine rührende Gruppe von 14 Personen unwidtem Barrão do Bacalhau, tott beisammen gesunden. Noch Andere wurden in diesen Wäldern von den Capitães de Matto *), gleich den wilden Thieren erschossen.

*) Das beständige Entlaufen der Neger-Sklaven, die sich dann in die Wälder flüchten, wo sie große Räuberbanden bilden

Dieses geschah unweit des Arrabal de Congonhas do Campo, und dem Rio Paraopeba. Nur Wenige waren so glücklich, ihre alte Heimath wieder zu

machte ein eigenes Polizei - Corps gegen diese Buschnegern unthig. Freie Negern und Mutaten, welche ihren Chef haben, bilden dieses Corps, und werden Capitaes do Matto (Wald - Capitains) genannt. Sie ziehen keinen Schuh, bekommen aber für jeden Buschneger, den sie lebendig einfressen, eine gewisse Summe, welche der Herr des Clas von ihnen bezahlen muß, und so lange diese nicht bezahlt ist, bleibt der gefangene Neger in den öffentlichen Gefängnissen. Finden diese Buschjäger Widerstand, so gebrauchen sie die Waffen; den gebliebenen Negern werden dann die Köpfe abgeschnitten und der Justiz eingehändigt, welche sie auf Stangen an den Hauptstraßen aufstellen läßt. Wären die Negern von Natur nicht so feig, es würden diese große Mäuberbanden, durch den Anhang, den sie immer mit den Hausslaven unterhalten, selbst für den Staat gefährlich werden können; so aber begnügen sie sich nur damit, einzelne Reisende anzugreifen, oder des Nachts in die benachbarten Dörfer zu gehen, wo sie entweder stehlen, oder ihnen von den Hausslaven dieses und jenes zugestellt wird. Es ist beinahe unglaublich, daß ihre Feigheit so weit geht, daß sie, und wenn ihrer auch fünfzig beisammen sind, drei oder vier Reisende zusammen nicht anzugreifen. Hingegen üben sie alle mögliche Grausamkeiten aus, wenn sie einen einzelnen Reisenden, besonders einen Buschjäger, erwischen können. Das Geringste und Gewöhnlichste, was ein solcher Unglückscher, der in ihre Hände fällt, auszustehen hat, ist, daß ihm ein dickes Holz, gleich einem Gebiß oder Baum in den Mund gegeben, und mit einem Seile so fest hinten am Kopfe zusammengebunden wird, daß oft der Mund zu beiden Seiten aufreißt. Die Hände binden sie ihm auf dem

erreichen, und das ausgestandene Elend ihren Landsleuten zu klagen. Das erste, was diese alsdann unternommen, war, auf die Fazenda des Directeurs, der sie zur Reise nach Villa Rica bereitet und geführt hatte, vorzudringen, und diesem einen Pfeil durch die Brust zu schießen, woran er augenblicklich tot niedersürzte.

Dieser Mißgriff bei der Civilisation der Puris, wodurch in weniger als sechs Monaten einige Hundert Indier aus der Welt geschafft wurden, hatte bei den Andern zur Folge, daß sich zu ihrem gleichsam angeborenen Mißtrauen, nun auch Rachsucht gesellte. Mehrere Zerstörungen von Pflanzungen und Mordthaten seit jener Zeit, sind wohl sichere Beweise davon.

Ein Theil der Puris, müde der Verfolgungen in der Gegend des Rio Piranga und Sta. Rita, verließ in großer Anzahl diese Gegend, und suchte sein Glück onderwärts. Sie erschienen Anfangs des vergangenen Jahres unweit des Rio Pardo, zwischen dem Rio Pomba und Rio Paraíba, auf der neuen Straße, die nach Campos führt; sie batcn daselbst die Portugiesen um eiserne Werkzeuge, und um die Er-

Rücken an einen Baum fest, und so verlassen sie ihn, bis der Zufall jemanden herbeiführt, der ihn erds't. Auch cartricte sic Wiele, und zwar nicht auf die geschickte Art, und Andere töteten sie mit der größten Grausamkeit. Je volkreicher die Gegend, je größer sind die Räuberbanden, besonders aber bei Villa Rica stifteten sie täglich Unheil, wegen der außerordentlich schlechten Polizei.

Laubniss, sich anzubauen. Hauptmann Marlier bekam sogleich Nachricht hiervon, und auf Befehl der Junta wies er den Puris einen District von fünf Quadrat-Lugos an, vertheilte eine Menge Werkzeuge unter sie, und machte sogleich Anstalt zu einer Roga, um Mais zu pflanzen. Um hierin die Puris zu unterrichten, gab er ihnen einige Coropos-Indianer als Lehrmeister. In kurzer Zeit war die Roga gepflanzt, und die Anzahl der Puris bis zu 500 Köpfen angewachsen. Marlier giebt die beste Hoffnung zu ihrer Civilisirung; allein was helfen diese schönen Vorkehrungen, wenn hödartige Menschen auf der einen Seite niederreissen, was man auf der andern aufbauet; so geschehen an den armen Puris auf der einen Seite, wo sie durch die Divisionen bewacht werden, noch die größten Grausamkeiten. Anstatt daß man sie auf eine freundschaftliche Weise auch hier, so wie Marlier auf der andern Seite, behandeln sollte, lauert man ihnen, wie den Uffen und Papageien, in den Pflanzungen auf, und schießt sie nieder, wenn sie einige Maisstängel rauben. Auf meinem Rückwege nach Villa Rica erlegte man zwei bei dem Urryal de St. Joze, an demselben Tage, als ich diese Gegend passirte. Diese hatten noch dazu ihre Bogen und Pfeile abgelegt, um zu zeigen, daß sie keine feindseligen Absichten hatten. Auch vor wenigen Wochen schossen die Soldaten der sechsten Division am Ribeiram dos Bagres, nicht weit von St. Joao Baptista, einige Weiber nieder, und hatten die Grausamkeit, ein kleines Kind, welches durch einen Schuß ebenfalls verwundet war, in einem dabei angezündeten

Feuer, beinahe umkommen zu lassen; eine vorbeipassende Portugiesen rettete es, und nahm es zu sich. Die Soldaten gestatteten dieses, aber nur unter der Bedingung, daß, wenn das Kind gesund würde, die Frau ihnen 4800 Reis dafür bezahlen sollte. Uehnlichen Handel treiben diese Soldaten beständig.

Diese sind Thatsachen, die, wie ich schon oben gesagt, täglich vorkommen, deren Thäter aber größtentheils unbestraft bleiben, da man durch Vorsprache und Connerxionen diese Handlungen vor den Oberen entweder verbirgt, oder anders auslegt, oder auch wohl geradezu abläugnet.

Doch diese Grausamkeiten, diese Nichtachtung, diese auferste Gering schätzung von Seiten der civilisierten Volksmasse gegen die armen Indier, theils aus Mangel an Religion, theils aus irrigen Religionsbegriffen herzuleiten ist, bedarf wohl keines Beweises. Die Indier werden den Thieren gleich geachtet, weil sie nicht getauft sind, und man glaubt Gott und der Religion einen Dienst zu leisten, wenn man diese Menschen-Rasse austrotzt. Ein reicher Gutsbesitzer der Gegend, wo sich die Puris neuerlich niedergelassen haben, schlug dem Director vor, daß man Grünspan unter ihr Essen mischen möge, um sie auf einmal aus der Welt zu schaffen. Der Commandant des Districts von Sta. Anna dos Ferros, sagte mir bei Gelegenheit, daß ich mich mit ihm wegen jener Puris unterhielt, in's Gesicht, daß jetzt die schönste Gelegenheit wäre, jenes Volk auf einmal auszurotten, wenn man die Blättern unter sie

brachte. Ein uniges, freudiges Gefühl dieser schönen Idee, womit er sich gewiß schon lange herumgetragen, schwante ihm dabei auf dem Gesichte. Ich kenne selbst einige Geistlichen, die diese Idee unterstützen.

So lange also dem Pöbel nicht hellere Begriffe der wahren Religion Christi beigebracht werden, so lange werden auch den weisesten Geschen der ausgellärttesten Regierung, wie die der jetzigen, die größten Hindernisse, in Ansehung der Civilisation der Indier, im Wege stehen.

Marlier, der einige Zeit sich unter diesen neuen Ansälanzern am Rio Parbo aufhielt, sagt, daß sie weit schöner von Körperbau, und eine größere und stärkere Nation, als die Coroatos und Coropos sind. Auch rühmt er ihre Willfähigkeit, Alles herzugeben, ohne Bezahlung dafür zu erwarten. Ein junger Indianer brachte ihm einen Vogel zum Geschenke; da Marlier schon alles, was er besessen, weggegeben hatte, und ihm kein Gegengeschenk machen konnte, wollte er den Vogel nicht annehmen, worauf der junge Indianer zu weinen begann, daß man sein Geschenk verschmähte. Diese Nation ist ohne irgend eine Bekleidung, und lebt einzig von der Jagd; selten, daß ihnen ein Vogel oder Wildpret entkommt, selbst die flüchtigen Affen, die von einem hohen Baume zum andern springen, wissen sie so in die Enge zusammen zu treiben, daß ihnen keiner entwischen kann.

Sie haben sich jetzt sehr gut gegen die Portugiesen jener Gegend betragen, da man diesen ernstlich ver-

boten hat, irgend einen Indier zu bekleidigen. Marliser sah hier eine besondere Curart an einem Mädchen ausüben; diese, die sich wahrscheinlich erkältet hatte, lag beinahe wie todt, und bekam einen großen Geschwulst am Unterleibe. Mehrere Indier hohlteten einen großen breiten Stein aus einem Bache, und zündeten Feuer um ihn herum an, so lange, bis der Stein ganz glühend war, darauf mußte sich das Mädchen auf Händen und Füßen queer über diesem Stein aufrecht erhalten; eine Menge Weiber, die in großen Tacuaras *) Wasser heiß gemacht hatten, traten nun rund um sie herum, nahmen das Wasser in den Mund, und spritzten es so immerwährend auf den glühenden Stein, so daß das Mädchen bald in starken Dünsten eingehüllt war, und außerordentlich zu schwiken anstieg; nachdem dieses lang genug angehalten, gab Marliser eine Decke her, worin man sie einwickelte, und den andern Tag, noch ehe Marliser aufstand, war das Mädchen frisch und gesund davon gegangen, hatte aber die Decke mitgenommen; allein ein alter Indier war express zurückgeblieben, um zu sagen, daß das Mädchen die Decke mitgenommen hätte, um sich nicht von neuem zu erkälten, sie würde sie wiederbringen.

Der Vicar von St. Joao Baptista sagte mir, daß er bei den Coroatos nie eine Spur von religiösen Gebräuchen gesehen, hingegen bei den Puris habe er einer Leichenrede beigewohnt. Der Redende habe mit

*) Eine der vielen Arten Arundos.

Bogen und Pfeilen in der Mitte der Andern, die einen großen Kreis um ihn schlossen, gestanden, und wie es ihm schien, mit vielem Ausdrucke in der Rede und Geberden gesprochen. Alle haben ihai mit der größten Stille und Aufmerksamkeit zugehört, und am Ende der Rede sey der ganze Haufen in Weinen ausgebrochen. Einer anderen Rede, von einem Weibe der Puris gehalten, habe er auch beigewohnt, bei Gelegenheit des Zusammenstoßens mehrerer Familien. Mit wenigen Worten habe die Frau Alle zum Stillschweigen gebracht, und darauf eine pathetische Rede gehalten, deren Ende ebenfalls die Wirkung eines allgemeinen Weinens war.

Auch die nackten Nationen zeigen einen Grad von Eitelkeit; so binden sich die Puris-Weiber unten über den Knöcheln der Füße, und unter dem Knie, die Beine sehr fest, so lange sie noch wachsen, und halten es für eine Schönheit, an diesen Stellen sehr feine Beine zu haben; auch tragen sie Halsbänder aus Art der Rosenkränze, indem sie an einem Faden kleine, runde Kerne von Früchten, oder auch wohl Uffenzähne anschüren. Marlier sah ein junges Mädchen, die einen Halsschmuck von drei Reihen angeschnürter Uffenzähne hatte.

Ein Charakterzug der Puris, die noch in weniger Verbindung mit den Portugiesen gestanden, ist, daß sie Dankbarkeit gegen ihre Wohlthäter, und eine große Unabhängigkeit an Personen haben, die sie einmal lieb gewonnen; auch diesen Zug haben die Botecudos, die so sehr verschrienen Menschenfresser. Gefangen, wenn

sie noch Jünglinge sind, gewöhnen sie sich leicht, und wünschen nie wieder in ihre wüsten Wälder zurück.

Daß die Puris sich in mehrere Stämme theilen, die selbst mit einander in Kriegen leben, habe ich oben schon erwähnt. Der Name Purí, der allgemein für diese Nation eingeführt ist, hat seine Entstehung aus der Coroatischen Sprache. Die Puris als Feinde der Coroatos, drangen oft in deren Besitzungen, besonders wenn diese abwesend waren, stieckten ihre Aldeas in Brand und raubten Alles. Die Coroatos nannten sie deswegen Puris, welches so viel als verwegene Menschen oder Mäuber bedeutet. Auch die Puris schimpfen die Coroatos Puri.

Ich glaube, es wird hier nicht am unrechten Orte seyn, einen Brief einzuschalten, den mir Marlier späterhin, nach einem zweiten Aufenthalte bei den Puris schrieb, und der manche interessante Nachrichten enthält, und folgender ist:

Mein Freund!

„Vor Kurzem kam ich aus dem Tertab des Rio Pardo und Paraíba zurück, woselbst ich mich, so lange als möglich aufgehalten, um, so viel in meinen Kräften stand, die Niederlassung und Civilisirung jener rothen Söhne Adams zu befördern.

„Meine Ankunft unter ihnen wurde durch Tänze gefeiert, die den Abend begonnen, und bis den andern Morgen zur Stunde dauerten, wo die ganze Gesell-

schaft, wie gewöhnlich, in das Bad im Rio Pardo sich begab. Nach geendigtem Bade, da es sehr kalt war, peitschten sie sich mit Nesseln, um sich wieder zu erwärmen, und kamen darauf wieder mit vielen Freudenbezeugungen, mir ihr Compliment zu machen. Das schöne Geschlecht erschien erstlich, nachdem es die Toilette gemacht hatte, und zwar kamen sie gleich den Schneegänsen oder Kranichen, eine hinter der anderen hergezogen; die erste, welche diese Reihe anführte, schritt mit dem Körper seitwärts gedreht, vorwärts, und die andern verkrethen sich eine hinter der andern, immer mit den Händen auf die Schultern der Vorderen gestützt, und auf diese Art suchten sie zu verstecken, was bei unseren Damen der Unterrock verbirgt.

„Die Toilette besteht darin, sich den ganzen Körper mit einem rothen Thone, wovon ich ein Stück besitze, zu bemalen *), und in Halsbändern von regelmässig angezeihten Affenzähnen, so wie auch in angeschnürten Fruchtkernen, welche letzte Schnur en écharpe über das Halsband von Zähnen hängt. So lange diese Damen noch Jungfern sind, schnüren sie sich die Beine unter dem Knie und über den Knöcheln der Füsse so fest, daß sie an diesen Stellen außerordentlich kein bleibben **); aber an dem Tage, wo sie sich verehlichen, le-

*) Die rothe, färbende Erde ist ein sandiger, mit kleinen Glimmerblättchen gemengter, rother Bolus.

**) Die Schnur ist ein, viele Ellen langer, sehr, sehr gedrehter, dünner Windsaden, mit dem sie die Beine umwickeln; sie verfertigen diesen aus dem Woste gewisser Schlingpflanzen.

gen sie diese Beinbinden ab, und zieren ihre Stirn mit einer Krone, welche man aber nicht mit dem Diadem verwechseln muß, das ich ebenfalls überschicke, und dessen sich die Anführer oder Caziquen im Kriege bedienen *).

„Den größten Theil dieser Zierathen erhielt ich von der Anführerin, die sich auf meine Bitten mit der größten Bereitwilligkeit aller derselben entledigte. Als Gegen geschenk gab ich ihr drei Ellen Cattun, der einen weißen Grund hatte, mit dem sie sich auf so vielerlei Art zu schmücken suchte, daß er bald eben so roth, wie ihr Körper gefärbt war.

„Ich darf hier nicht unterlassen anzuführen, daß ich zwei Leguas von dieser Indianischen Niederlassung einer Familie Puris begegnete, welche auf der Jagd waren, und unter ihnen ein Mädchen erblickte, die, gleich Dianen, sich hinter einem Baum verbarg. Scherzend sagte ich zum wilden Jäger, den ich für ihren Vater hielt, und zwar in ihrer Sprache, daß ich das Mädchen zur Frau haben wollte. Der Mann antwortete mir, so viel ich verstehen konnte, daß er nur diese Tochter hätte, und mehreres, was ich nicht verstand; nur weiß ich so viel, daß das Mädchen, welches ich nachgehends Delfine

*) Das Diadem des Anführers besteht aus kleinen, aufrechts stehenden gelben und rothen Federn, mit einem in der Mitte stehenden höheren Federbusch, von ebenfalls schönen, auseinander liegenden Federn. Das schöne, civilisierte Geschlecht Brasiliens, ahmt, nicht mit Unrecht, jetzt den Wilden nach, sich mit Federn zu schmücken.

nannte, mir folgte, und mich nicht mehr verließ. Der Vater, untröstlich, kam bis zu meinem Hauptquartier Roça Grande, welches fünf Lagoas von der Indischen Niederlassung entfernt war, um seine Tochter zu überreden, bei ihm zu bleiben. Delfine aber fersigte ihn ab mit einem Halstuche, welches ich ihr gegeben hatte, und zwei Messern, um die sie mich bat, ohne daß auch selbst meine Bitten sie bewegen könnten, bei'm Vater zu bleiben. Sie befindet sich jetzt in meinem Hause, mit noch vier anderen Weibern, die ihr folgten, und hat ihre Neigung, die sie zu mir hatte, da sie sich in ihren Erwartungen in einiger Hinsicht betrogen fand, ganz meiner Frau geschenkt.

„Mehrere Halsbänder und Weinbinden erhielt ich von andern Jungfrauen, welche die erste Dame nachahmten, und mir die Aufopferung dieses Schmuckes machten; ich gab ihnen dagegen gläserne, bunte Rosenkränze, Missangas genannt, die sie aber wenig achteten, weil sie klein waren, und den anderen Tag fand ich, daß sie mehrere kleinere in einen größeren verwandelt hatten, um ihn in's Auge fallender zu machen.“

„Da ich mir nicht vorstellen konnte, daß ein so großer Hause nackter Männer und Weiber unter einander gemengt und aller Freiheit überlassen, nicht sollten wollüstige Wünsche unter einander erregen, beobachtete ich sie aufmerksam, und kann mit Allen, die mich begleiteten, bezeugen, daß ich in ihrer Aufführung schlechtedings nichts fand, was nur im geringsten die Sichlichkeit, ja selbst der leushesten unserer Betschwester

hätte beleidigen können; einige Freiheiten, die sich meine Soldaten erlaubten, ungemein ich ihnen dieses streng verboten hatte, wurden selbst mit Verachtung zurückgewiesen.

„In Gegenwart der zahlreichen Versammlung ließ ich die zahmen Coropos - Indier, die ich vergangenes Jahr daselbst gelassen hatte, um die Arbeiten der Puris zu dirigiren, vortreten; sie mußten mir Rechenschaft ablegen über die Aufführung derselben, über die Werkzeuge, die ich ihnen gegeben, die Schweine, die sie den Portugiesen getötet, und den Mais, den sie diesen ausgezehrt hatten; ich sagte hinzu, daß man mir gesagt hätte, daß sie nur gekommen wären, um Werkzeuge zu hohlen, und dann in ihre Wälder zurückzuziehen, worauf sie mit wahrer Verachtung gegen diese falsche Anklage antworteten, daß dieses ungegründet sei, daß sie allenthalben wären durch Waffen vertrieben worden, nur hier nicht; daß sie niemals mehr weder den Philippe (einer der vornehmsten der obigen Coropos in ihrer Niederlassung), noch den Capitao Heireu (den großen Hauptmann, worunter sie Marlier verstehen) verlassen würden. Nachdem ich die Guten gelobt, die Aufführung Anderer, es waren zwei, welche den Portugiesen Schweine getötet hatten, gelinde verwiesen hatte, öffnete ich meine Schäze, die ich ihnen versprochen hatte; gab einen vollständigen tuchenen Anzug jedem der Coropos, so wie einen anderen von Gattun ihren Weibern, jedem der Puris ein Messer und Alexta denen, die vergangenes Jahr keine erhalten hatten.“

Um zu zeigen, wie sehr sie altes Eisen, selbst die kleinsten Stückchen zu benutzen wissen, überschicke ich hier mehrere dergleichen, um die ich sie bat; unter andern einen kleinen Keil, den sie als Art eingerichtet, und ein anderes Stück Eisen, welches sie zu spalten trachteten. Mehrere Bogen und Pfeile liegen ebenfalls bei, unter andern ein Pfeil, womit ein Knabe Colibris erlegte, und den ich bis jetzt noch nicht gesessen hatte *).

Ich wollte einige steinerne Uerke überschicken, allein diese hatten sie alle weggeworfen, seitdem sie eiserne bekommen; auch bedienten die Reicheren sich sonst irdener Löffel, die die Form des Coccus de Sapucaya **) hatten, allein auch diese achteten sie jetzt nicht mehr, seitdem sie von den Portugiesen andere erhielten. Ihre gewöhnlichen Kochgeschirre sind die Nohre der großen Tacuara ***) oder Tacuara açu.

Ihre Betten sind die Feuerstellen, um Abende löschen sie das Feuer darinnen aus, und legen sich also dann in die Asche, welche sie erwärmt und ihnen ein trockenes Lager gewährt. Wenige nur haben Neige.

Sie haben eine außerordentliche Leidenschaft für Hunde und Haushähne. Der größte Theil von ihnen

* Auf der Kupferplatte 2. Fig. h ist der Pfeil abgebildet.

**) Das Geschlecht ist mir nicht bekannt, soll aber von La Fuzé beschrieben seyn.

***) Arundo Bombos. (Belo go).

2. Geschichte Brasiliens. I. Heft.

hat einen Hund, den er sich mit einem Stricke am linken Bein fest bindet, und diese Hunde sind gewöhnlich sehr fett. Die Hähne lieben sie, weil sie des Nachts Krähen; aus Hühnern machen sie sich nichts. — Es ist unerhört, welches Geschrei diese vielen Hähne des Morgens in dieser Indianischen Niederlassung machen; übrigens haben sie diese Thiere erst von den Portugiesen erhalten, seitdem sie sich hier niedergelassen haben.

Sch gab dem Philippe mehrere Mezen Fuba *), um die Arbeiter in der Roga, die ich sogleich anzufangen befahl, damit zu speisen; es erschienen auch in weniger Zeit 18 Indier mit geschärften Fouças **), und sätten das Holz; wenn Einige ermüdeten, traten sogleich Andere an ihre Stelle. Als die Frühstückszzeit heranwachte, brachte Seder seinen Mohrtopf voll Wasser, und setzte ihn bei das Feuer; Philippe vertheilte das Mehl unter sie, womit sie Angu bereiteten, den sie mit dem größten Appetit verzehrten; den andern gab man rohen Mais aus einem Payol (Scheuer), welches ihnen der Portugiesische Director hinterlassen hatte, und dessen Aufsicht einem alten Puri, den ich Alexander getauft hatte, anvertraut war, und dieser gab schlechterdings

*) Fuba nennt man das grobzerstampfte Maismehl; dieses, mit Wasser abgetoxt, macht eine Art Pudding, das gewöhnliche Gericht der Sklaven und der Armen; man nennt dieses also dann Angu.

**) Sind große, frumme Messer, mit einem langen Stiel, wo mit man das Buschholz hier zu fällen pflegt.

nichts davon heraus, ohne Ordre des Philippe. Wie sehr die Puris diesen Philippe respectiren, beweist eine kleine Pflanzung von Zuckerdhr, die dieser mitten unter ihnen gemacht hat, und die sie wie ein Heiligtum respectiren, weil sie dem Philippe ist, sagen sie.

Da ich sehr frank wurde, so konnte ich mich nicht lange bei ihnen aufhalten, und mußte bis zur Roça Grande zurückkehren, bis wohin mich die, über meine Krankheit betroffenen, Indier in einem Nege schleppten.

Als ich Abschied von ihnen nahm, baten sie mich um die Erlaubniß, in Begleitung der Coropos, die wilden Stämme ihrer Nation, die in der Gegend von Gasea und Bruyahé sich aufzuhalten, attaquiren zu dürfen; denn da sich dieselben hätten verlauten lassen, daß sie kommen und sie tödten und ihre Werkzeuge nehmen würden, so wollten sie ihren Feinden die Freude nicht gönnen, sie aufzusuchen, und wollten ihnen zuvorkommen. Ich sagte ihnen, daß sie zuerst ihre Pflanzungen machen sollten, gab den Coropos drei Flinten zur Vertheidigung, und versprach ihnen Officier-Stellen, wenn sie sich in der Civilisirung der Puris so sehr auszeichnen würden, als im Kriege; und vorläufig organisierte ich diese kleine wilde Corps.

Es herrscht eine außerordentliche und wechselseitige Freundschaft unter den Puris und Coropos, und ich bezweifle sehr, daß Erstere Letztere wieder verlassen, und in die Wälder zurückkehren.

Nachdem ich dem Director die Aufsicht über die Roça an meiner Stelle übertragen, und die Vorkehrungen getroffen, die Puris durch Tauschhandel mit Specacuanha zu kleiden, kehrte ich nach St. Joao Bap-tista zurück.

Der Charakter dieser Nation Indier im Allgemeinen ist liebenswürdig; sie sind tapfer, uninteressirt, gemäßigt und über Alles sehr dankbar gegen jede Wohlthat, die die Portugiesen ihnen erweisen; allein sehr leicht in Zorn zu bringen, und rächen sich im ersten Augenblicke der Aufwallung, allein sie kehren auch bald wieder in ihre Schranken zurück, sobald sie ihren Zornthum einsehen, und suchen gleich eine Art Genugthuung zu geben, wenn sie auf eine unrechtmäßige Artemanden beleidigt haben. Ich will hiervon nur ein Beispiel anführen, welches sich hier zutrug. Ein junger, leichtsinniger Mensch, welcher zwei Legosas von der Niederrassung der Puris zu Hause ist, hatte beständigen Umgang mit ihnen, und trieb unaufhörliche Scherze bei denselben; eines Tages fällt ihm ein, eine Schlinge an das membrum virile eines alten Puris zu werfen, und es zusammen zu schnüren *). Der Wilde gerieh-

*) Beinahe in ganz Brasilien, besonders aber in den Gegen-
den, wo Viehzucht getrieben wird, bedient man sich langer
Stricke, die man als Schlinge braucht, welche man den
Thieren um den Hals, Hörner oder Beine wirft, um sie
damit zu fangen; man nennt dieses Lager. Die meisten
haben darüber eine solche Geschicklichkeit, daß man ihnen
den Theil des Körpers bestimmen kann, an den sie die

badurch so sehr in Sorn, daß er augenblicklich seinen Bogen und Pfeil ergriff, und den jungen, unbedachtsamen Menschen getödtet haben würde, wenn nicht ein anderer Puri und ein Portugiese ihm den Pfeil abgeleitet und darauf besänftigt hätten, da sie ihm vorstellten, daß dieses ein bloßer Scherz gewesen sey. Der Alte, beschäm't über seinen übereilten Sorn, wirft seinen Bogen weg, umarmt den jungen Menschen, den er eben tödten wollte, und verschwindet darauf im Gehölze. Nach zweien Tagen kehrte er wieder zurück, und brachte dem jungen Menschen drei Pfund Specacuanha mit, um ihn völlig wegen seiner übereilten That zu versöhnen; und, bis auf den heutigen Tag leben sie in der größten Freundschaft.

Die Weiber sind wie bei den Coroatos und Coropos, und so wie beinahe bei allen wilden Nationen, die auf ihren Marschen Alles, außer den Waffen, schleppen müssen. Sie sind eitel und wünschen zu gefallen, weshwegen sie sich auch gerne schmücken. Die, welche mir folgten, schnürten, als sie in meinem Hause ankamen, eine Menge zerbrochener Porcelan-Scherben an einen Faden, welche sie an den Hals hingen, und sehr großmäsig damit einhergiengen.

Schlinge werfen sollen, und zwar geschieht dieses im vollen Laufe des Thiers; der Fänger, Lagador, der die Schlinge wirft, sitzt dabei auch zu Pferde, rennt hinter den Thieren her, und wenn er die Schlinge wirft, behält er das eine Ende derselben in der Hand, läßt die ganze Länge des Strickes nach, und führt alsdann den wildesten Ochsen an demselben mit sich fort.

Jeder Kopf, Hund oder Hahn, den sie von den Portugiesen erhalten, hat sein Gegengeschenk, welches sie im Walde nachgehends auffuchen, sey es nun Specacuanha, Caratinga *), erlegtes Wild oder Palmiten-Kohl. Ich selbst bekam viele solcher Präsente von ihnen.

Bis jetzt verabscheuen sie noch den Brantwein. Von Speisen lieben sie sehr die Kürbisse, die sie auf folgende Art bräten: sie machen ein Loch in die Erde, zünden Feuer darinnen an, und wenn es heiß genug ist, scharen sie die glühenden Kohlen heraus, schneiden den Kürbis in der Mitte durch, nehmen die Kerne heraus, und legen ihn, mit Laub bedeckt, in die heiße Grube, bedecken dieses wieder mit Erde und zünden Feuer darauf an. In kürzer Zeit ist der Kürbis gebraten und ziemlich wohlgeschmeckend. Auf dieselbe Art braten sie auch Fleisch ic. (Sonderbar, daß diese Methode so ganz mit der auf den Südsee-Inseln gebräuchlichen übereinkommt, so wie sie Cook beschreibt).

Bei dieser ganzen Nation, die wohl gegen fünfhundert Köpfe stark ist, traf ich auch nicht einen einzigen Kranken. Der Himmel erhalte sie so, bis ich sie wieder besuche, und dann meinem Freunde mehrere Nachrichten mittheilen kann.

Guido Thomas Marlier,
Capitão e Director Geral dos Indios.

*) Eine Art Convolvulus.

Uchtes Capitel.

Ueber die Coroatos und Coropos.

Häufige Klagen der Coroatos und Coropos-Indier gegen die benachbarten Portugiesen, die im Jahre 1813 an den damaligen Gouverneur dieser Capitania gelangten, hatten zur Folge, daß derselbe den Hauptmann Marlier, vom hiesigen Cavalerie-Regimente, zur Untersuchung dieser Klagen in jene Gegenden schickte, und gewiß konnte man keine schicklichere Person hierzu wählen; er stattete einen vollkommenen Bericht über den Zustand der Civilisation dieser Indier ab, woraus ich hier einen bloßen Auszug lieferne. Man ernannte ihn darauf zum General-Director dieser Indier, und gab ihm alle mögliche Vollmachten, für das Beste derselben zu sorgen. Es ist gewiß, seitdem er dieser Generaldirection vorsteht, hat er nicht nur die meisten Handel ausgeglichen, sondern die Indier leben auch jetzt ruhiger und weniger von den Portugiesen unterdrückt.

„Rath umgesahnen Schätzungen eröffnet 150 Me
das dieser Gortatos = Indier, wovon jede aus einer,
auch zwei Familien besteht, die eine familiäre Beset-
zung von 1900 Köpfen ausmachen sollen; wahrschei-
lich ist sie aber stärker.

„Siebe Habea besteht aus einer oder mehreren Hüts-
ten, einige an den Seiten offen, Andere zu, und mit
Capé (einer Schilfart) bedeckt; ihre Beine sind aus-
gespannte Reife; ihre irbenen Gefäße auf grobe Art aus-
sehen verziert; ihre Waffen Bogen und Pfeile; ihre
Haustiere Hunde und Zögel, meistens geschmiede; ihre
Kleidung grobes, baumwollenes Zeug; Wiele gehen
nachend.

Zusam. des Berichts über die Gorodos und Gorodos, Sündet von dem Hauptmann Martier im Jahre 1813.

"Die Gorodos, so wie die Gorodos-Sindet, welche die Districte von St. Joao Baptista und von Porta behandeln, wurden 1767 der Röthe Portugals unterworfen, und besitzen noch heutiges Tages die Ländereien, die ihnen damals angewiesen wurden.

"Die Gorodos besitzen die fruchtbare Ebene, die sich zwischen dererra de Sta. Joao und erra da Encia erstreckt, und ein großes Oval bildet. Diese Ebene wird von acht kleinen Flüssen bewässert, die alle von R. nach E. fließen, sich einer in den andern ergießen, und zuletzt den Rio Xipotó Rodo oder das Gorodo los bilden, der sich mit dem Porta vereinigt.

„Sie sind gastfreudlich und bieten den Gästen ihre Früchte und Jagd mit gutem Willen an; empfangen aber die Gäste ausgestreckt in ihren Reihen.

„Der größte Theil derselben versteht nichts von der Portugiesischen Sprache, noch hat er Begriffe von den Lehrsätzen der christlichen Religion.

„Ihre Gebräuche sind noch ganz barbarisch; es herrscht unter ihnen eine schändliche Weisweiberei, die an's Viehische gränzt; es ist nichts seltenes, daß ein Jüdler Vater und Bruder des Sohnes ist, und dergleichen Dinge mehr, die die Delicatesse beleidigen; die Eltern werden oft von den Kindern geschlagen, wenn diese die Stärkeren sind.

„Sie haben keine Gesetze, die sie bestrafen. — Kein Handwerk ist noch bei ihnen eingeführt. Die Ländereien, die man ihnen gegeben, befinden sich beinahe noch in ihrem primitiven Zustande; jede Familie pflanzt, wenn es hoch kommt, ♀ Meze Mais, und niemals lassen sie ihn reif werden. Der gearntete Mais dient gewöhnlich, ihr berauschendes Getränk davon zu machen, worin sie sich bei ihren Festen, oder bei Gelegenheit eines Sieges über die Puris, betrinken; sie bringen alsdann einen Arm des erlegten Feindes mit, stecken diesen in ihren Wein, und saugen abwechselnd daran.

„Ihre übrigen Pflanzungen bestehen in Tabak, Bananas (Pisang), Kartoffeln, Cará *), und wenigen Boh-

*^o) *Convolvulus purpureus* (*Veloso*).

nen. Sind ihre Lebensmittel aufgezehrt, so geben sie zu ihren Nachbarn, den Portugiesen, für welche sie arbeiten, oder bitten auch wohl ohne Umstände um Essen, welches man ihnen nicht abschlägt.

„Sie werden nie gute Landbauer werden, da sie leidenschaftlich dem Kriege und der Jagd ergeben sind; hingegen werden sie brave Soldaten seyn, sie ertragen alles Ungemach, und sind geschickt, die Spuren der Feinde in den dichten Wäldern zu verfolgen, die sie mit einer unglaublichen Geschwindigkeit durchstreifen.“

„Das Aussuchen der Specacuanha, des Wachses, und die Hände der Thiere, die sie erlegen, sind ihre Handelsartikel.“

„Der Tod des Hauptes der Familie, macht, daß sie ihre Aldeas verlassen, und sich anderswo niederlassen, nachdem sie diesen in einen großen irdenen Topf gesteckt, und in der Hütte, worin er gestorben ist, begraben haben.“

„Die Ursachen der Barbarei, worin sie noch leben, sind folgende:“

1. Sie hatten sie Lehrer, die ihnen die Portugiesische Sprache beigebracht, oder sie im Christenthume unterrichtet hätten.

2. Da die vollkommenste Gleichheit unter ihnen herrscht, so sind alle ihre Handlungen auf Gerechtewohl gerichtet, denn sie haben keine Belohnung und keine Bestrafung zu erwarten.“

3. Sie waren beständig Directoren unterworfen, die ihre Gewalt mißbrauchten, und die Summe, die das Gouvernement reichlich vorstreckte, um diese Indier, so wie die Coropos zu kleiden, ihnen ein Haus im Presidio zu erbauen, Instrumente anzuschaffen; Mühlen zu bauen &c. wurden verschwendet, die Werkzeuge verkaufsten sie, und mit den Kleidungsstücken wurden ihre Slaven bedeckt. Der Rest des Geldes sagt man, sey zur Eröffnung von Straßen angewendet; indessen ist man allen noch schuldig, die daran gearbeitet haben.

4. Obgleich der Geistliche des Orts sich alle Mühe giebt, die Indier zu belehren, so hat man ihm doch hierin niemals beigestanden. Niemand sah darauf, daß sie in die Kirche giengen, da sie dieselbe fliehen, und nur durch eine äußerst gute Behandlung geschieht es, daß nur wenige kommen und beten, nachdem man ihnen vorher erst zu essen gegeben, und Viele von ihnen verlangen, daß man sie für's Beten bezahlen soll. Mehrere kamen, ihre Kinder tauften zu lassen, aber nicht aus Überzeugung, sondern aus Interesse; denn da sie Portugiesen zu Gevatter bitten, so erhalten sie dadurch leichteren Zutritt in den Häusern, aber nie verstehen sie sich dazu, den Portugiesen ihre Kinder zur Erziehung zu überlassen.

„Das Gouvernement hat die weisen Vorkehrungen getroffen, zu gestatten, daß Portugiesen sich in dem Districte der Indier niederlassen konnten, um sie dadurch desto schneller zu civilisiren; allein man mißbrauchte diese Vorkehrungen, indem die Directoren aus Gewinnsucht

allen, und zwar wenig guten, desto mehr schlechten Menschen die Thore öffneten, die nach und nach die Ländereien der Indier an sich drachten. Die Bevölkerung der Portugiesen ist deshalb in diesem Districte bis zu 1069 Seelen freier Leute, und 341 Sclaven angewachsen. Da diese Anzahl Sclaven lange nichtzureichend für die Pflanzungen ist, so miethet die Portugiesen größtentheils hierzu die Indier, die dadurch ihren Unterhalt verdienen, wobei beide Theile gewinnen; vorzüglich aber vertheidigen die Coroatos die Portugiesen vor den Anfällen der Puris.

"Sobald man den Portugiesen fernerhin keine Besitzungen mehr einräumt, und bei der jetzigen Zahl stehen bleibt, leiden die Indier keinen Verlust.

* * *

Der Bericht enthält viele zweckmäßige Vorschläge, alle zu Gunsten der Indier und ihrer Organisirung, welches anzuführen mich hier zu weit von meinem Zwecke entfernen würde.

Die Coropos-Indier, die Nachbaren der Coroatos, die die Ufer des Rio Pombá bewohnen, besitzen daselbst 29 Aldeas, die eine totale Bevölkerung von 292 Köpfen enthalten, worunter 97 erwachsene Männer, 96 Frauen, 59 unmündige Kinder männlichen Geschlechts und 40 weiblichen Geschlechts sind. Aus dieser wenigen Kinderzahl kann man wohl einen Schluss auf die Unfruchtbarkeit der Weiber dieser Nation machen. Viele von diesem Stämme haben sich jenseits

des Rio Paraiba, in der Capitania von Rio de Janeiro und in Campos de Goytacasaß niedergelassen, deren Anzahl man nie erfährt.

* * *

ursprung des Namens der Coroato's und ihrer wahren Benennung.

In der Zeit, als dieser Stamm noch mit den Portugiesen in Feindschaft lebte, war allgemein unter ihnen eingeführt, sich die Haare auf der oberen Platte des Kopfes abzuschneiden, wodurch sie sich von andern wilden Nationen auszeichneten, und dieser Krone wegen bezeichneten sie die Portugiesen mit dem Namen Coroatos, Gefronte; wahrscheinlich aus Errthum schreibt man jetzt Coroatos. Nach den Aussägen einiger alten Indier theilten sie sich ehemals in drei Stämme, nach Anderen nur in zwei, der eine nannte sich Meritong, der andere Cobanipaque; der Name Coroatos hat aber auch selbst bei ihnen diese Stammnamen so verdrängt, daß nur wenige Alten sich dieser noch zu erinnern wissen, und darüber Auskunft geben können; auch die Art, wie sie ehemals sich die Haare abschnitten, findet man nur noch bei sehr Wenigen. Mündliche Traditionen gehen noch unter ihnen, daß sie ehemals mit den Puris eine Nation ausmachten, sich aber nachgebends wegen eines wichtigen Streites zwischen zwei angesehenen Familien trennten. So viel ist gewiß, die Sprache der Coroatos und Puris hat viel Ähnliches, so daß sie sich einander verstehen, indessen ist ihr Physisches und Moralisches verschieden. Die

Puris sind von weit stärkerem Körperbau als die Coroatos, besonders aber ist bei letzteren, bei den Männern durchgehends, die außerordentliche Kleinheit des membrum virilis auffallend. Die Gesichtsbildung, oder vielmehr der Totalhabitust ist derselbe; nur findet man mehr häßliche Gesichter bei den Coroatos, die Puris haben angenehmere Gesichtszüge.

* * *

Gouvernementsform der Coroatos unter sich.

Da dieses Volk, so wie der größte Theil aller wahren Völker, in einer vollkommenen Gleichheit unter einander lebt, so kann man sagen, daß sie auch schlichterding keine Regierungsform haben. Keiner drängt sich hervor, um über den Andern zu herrschen; Jeder handelt nach Gutdunken, und bei Streitigkeiten gilt die Gewalt des Stärkeren; diese betreffen gewöhnlich Liebeshändel, die sich bei ihren Trinkgelagen anspinnen. Streitigkeiten wegen Mein und Dein sind höchst selten unter ihnen, da die verschiedenen Familien, die eine sogenannte Aldea bewohnen, in beträchtlichen Entfernungen, und oft Stunden weit von einander entfernt sind, so, daß sie wenig mit einander in Verührung kommen. Die Familien unter sich, die zuweilen 40 Personen stark sind, gehorchen gewöhnlich dem Älteren der Familie; es herrscht dabei eine vollkommene Gemeinschaft der Güter; sie bauen ihre Hütten gemeinschaftlich, sie bearbeiten ihr wenigstes Feld gemeinschaftlich, sie ziehen gemeinschaftlich auf die Jagd, und genießen gemeinschaftlich die

Früchte ihrer Arbeit. Nur dann vereinigen sich Alle zu einem Zwecke, wenn sie Angriffe von den wilden Puris zu befürchten haben, oder wenn sie dieselben angreifen wollen. Auf einem Ochsenhorne *), welches jede Familie besitzt, blasen sie dann in raschen aufeinanderfolgenden Stößen in's Horn zum Kriege; diese wilden Lüde erschallen von einer Aldea zur andern, so, daß in wenigen Stunden die ganze Nation in Waffen ist, und sich nach der Gegend begiebt, woher der nächste Kriegsaufkam.

Den Altesten und Herzhaftesten unterwerfen sich dann die Jüngeren, und zum Unterschiede schmücken sich diese Anführer mit schönen Federkränzen auf dem Kopfe. Die Coroatos tragen gegen die Puris gewöhnlich den Sieg davon. Der Arm eines getöteten Puri dient ihnen zum größten Siegeszeichen; sie halten alsdann ein Siegesfest, Tanz, und das berauschende Getränk, aus Mais bereitet, ist dabei ihre Hauptbelustigung. Der Arm des Puri, geht bei'm Tanze in der Reihe herum, wird auch wohl aufgestellt und mit Pfeilen nach ihm geschossen. Andere tauchen ihn in das Getränk, saugen daran und mishandeln ihn auf alle mögliche Art; dabei werden Leblieder auf den Sieger gesungen, und andere Lieder, welche die Verachtung gegen die Puris aussdrücken. Von den Knochen des Armes, die sie aushöhnen, machen Einige ihre Kriegshörner; auch der Schädel des Feindes dient ihnen zuweilen zum nämlichen Zwecke.

*) Siehe Basel 2. Fig. p.

Nach beendigtem Feste ziehen alle Familien wieder auseinander, und jede lebt für sich.

Dieses ist ihre natürliche Verfassung; seitdem sie aber in Freundschaft mit den Portugiesen leben, besonders aber seitdem Marlier ihr Hauptdirecteur ist, stehen sie unter dessen Gewalt; er bestraft diejenigen, die Unrecht handeln, entweder mit Palmadoadas *), oder indem er sie in den Tronco steckt **); besonders hält er aber sehr darauf, daß ihnen kein Unrecht von den Portugiesen geschieht, wie es bisher zu geschehen pflegte, und hat sich auf diese Art in kurzer Zeit bei diesen Wilsden gefürchtet und beliebt gemacht.

* * *

Religionsbegriffe.

Obgleich die Coroatos schon seit mehr als 20 Jahren ihren eigenen Portugiesischen Geistlichen haben, der sie in der christlichen Religion unterrichten soll, so ist man doch noch wenig damit vorgerückt, und Wenige haben nur äußerst geringe Begriffe davon; denn der größte Theil spricht weder noch versteht er die Portugies-

*) In Portugal und Brasilien bedient man sich eines kleinen runden flachen Bretchens mit Stiel, welches man Palmatorio nennt, zur Bestrafung der Kinder in den Schulen und auch der Slaven, womit man sie auf die flache Hand schlägt.

**) Tronco ist ein dickes, in zwei Hälften der Länge nach gesetztes Brett mit engen Löchern, worein man die, welche man bestrafen will, entweder mit den Beinen oder dem Halse einklemmt und das Brett zusammenschließt.

sche Sprache, da sie beständig abgesondert in ihren Wäldern leben. Nur Wenige bringen ihre Kinder zur Taufe, äußerst Wenige können beten, sterben ohne zu beichten, und begraben ihre Todten nach altem Gebrauche und Sitte, weil es ihnen oft zu weit ist, sie nach dem christlichen Kirchhofe zu schleppen. Um nur ein Beispiel ihrer dunkeln Begriffe zu geben, mag Folgendes dienen.

Marlier hatte einen Hund, welcher auf dem Wege nach dessen Fazenda von wilden Schweinen bei nahe zerrissen wurde, und da er nicht mehr fortkommen konnte, ließ ihn Marlier bei einem der aufgeklärtesten Indier, dessen Aidea an der Straße liegt, um ihn zu curiren. Wenige Tage aber nachher kam dieser, meldete den Tod des Hundes und sagte, „ich weiß wohl, daß der Hund nicht getauft war, allein da es doch der Hund meines Hauptmanns war, so habe ich ihn ordentlich begraben und ihm ein Kreuz auf's Grab gesetzt.“

Von Unbetung eines höheren Wesens scheinen sie nichts zu wissen, und ihr Vicar versicherte mir, daß er nie eine Spur von religiösen Gebräuchen unter ihnen bemerkte habe; indessen glauben sie an ein zukünftiges Leben; freilich machen sie sich eine andere Vorstellung davon als wir, sie glauben, daß der Geist in den nämlichen Zustand versetzt werde, als hier auf Erden, und die nämlichen körperlichen Arbeiten verrichte, deßhalb sie auch Alles, was der Verstorbene besaß, bis auf die größte Kleinigkeit ihm mit in's Grab geben. Ihre Todten begraben sie nicht immer in Eßpfe, da sie deren nur

wenige besitzen, wohl aber in ihre Hütten, die sie ab dann verlassen.

Ihres Überglaubens, und besonders des Glaubens an Hexereien, muß ich doch hier auch erwähnen, da diese auf den Glauben an übernatürliche Kräfte, die einer oder der andere unter ihnen besitzt, gegründet ist. Ob dieser Glaube schon lange bei ihnen einheimisch, oder erst durch ihre civilisirten Nachbarn mitgetheilt worden, dies lasse ich dahin gestellt seyn; doch neige ich mich zu ersterer Idee, da er so fest bei ihnen eingewurzelt ist. Bei jeder Krankheit, die sie übersält, glauben sie daß sie durch Hexerei zuwege gebracht ist, und suchen deshalb gleich wieder durch Gegenhexerei sie zu vertreiben; so kam ein Indier eines Tages in der größten Unruhe nach dem christlichen Todtenhose, und wollte sein Kind, welches er einige Tage vorher hier hatte begraben lassen, wieder ausgraben, in der Absicht, ihm ein Stück Haut oder Fleisch vom Kopfe zu schneiden, und daraus ein Mittel zu bereiten, womit er die Person tödten wollte, die durch Hexerei sein Kind umgebracht hätte.

Auch glauben sie an Gespenster und Erscheinungen nach dem Tode. Bei Gelegenheit, daß ich einige Begegnisse der Coroatos aussuchen ließ, um einen Coroaten-Schädel an meinen alten Lehrer Blumenbach in Göttingen zu schicken, bediente ich mich eines jungen Coroaten zum Führer; hierzu gab er sich freiwillig her; allein er weigerte sich durchaus mit Hand an's Ausgraben zu

legen, weil ihm der Verstorbene des Nachts erscheinen, ihn peinigen und wohl gar umbringen würde.

Viele unter ihnen, Männer und Weiber sind als Hexenmeister bekannt; auch mehrere von ihren Aeltesten hält man für Zauberer, welche Todten citiren, und sich mit ihnen laut unterhalten in Gegenwart vieler Anwesenden. Sie rufen gewöhnlich nur die Seelen ihrer Verwandten, wenn sie aber in den Krieg gegen die Puris ziehen, oder wenn sie auf ihren Streifzügen tief in die Wälder vorrücken, um Specacuanha zu sammeln; so pflegen sie auch, wenn sie sich vor einem Unfalle der Puris nicht sicher glauben, den Geist eines Puris zu citiren, der denn auch bald erscheint, und auf die vorgelegten Fragen antwortet. Z. B. ob die Puris in der Nähe sind? in welcher Gegend sie sich aufhalten? ob sie die Nacht angreifen werden? und dergleichen Dinge mehr. Sagt der Geist, daß die Puris in der Nähe sind, so umgeben sie des Nachts ihr Lager mit einem dicken, hölzernen Zaune. Die Citirung der Todten geschieht immer bei dunkler Nacht; der Zauberer nimmt eine Tobakspfeife in den Mund, und stößt bei den Verschwörungsworten unaufhörlichen dicken Rauch aus; bald darauf hört man in der Ferne Getöse, es kommt näher wie Pferdegetrappe, und endlich langt der unsichtbare Geist an, der Zauberer raucht unaufhörlich und thut seine Fragen, die der Geist mit solcher Schnelligkeit und Unverständlichkeit beantwortet, daß sie der Zauberer nur allein versteht. Fragen, wie es jenseits aussieht, werden zweideutig oder gar nicht beantwortet.

Wenn hinlänglich examinirt ist, nimmt der Geist Abschied, indem er dreimal wie ein Macaco schreit. (Ein Vogel hiesiger Wälder, der einen traurigen Ruf von sich giebt). Es läßt sich dann das nämliche furchterliche Geräusch hören, und damit hat die Beschwörung ein Ende. Alle Gegenwärtige sind in der größten Angst, Weiber und Kinder heulen und verkriechen sich.

Sonderbar, daß man sowohl unter den civilisirtesten als rohesten wilden Völkern Gaukeleien solcher Art findet.

Ihre Heirathen unter einander sind ebenfalls weder mit religiösen, noch weltlichen Gebräuchen verknüpft. So wie sich zwei Personen einander gefallen, geben sie sich ohne Umstände zusammen, und entweder der Mann bleibt bei der Familie des Mädchens, oder er nimmt die Braut mit zu seiner Familie. Oft haben sie zwei Frauen. Eheliche Treue findet unter ihnen nicht Statt; besonders sind die Weiber ungetreu, und haben eine außerordentliche Neigung für die Neger, welches seinen Grund in physischen Ursachen hat. Schon im achten Jahre fangen die Mädchen an ihre Wollust zu befriedigen, und gleich den unvermünftigen Thieren gehorchen sie bloß den Naturtrieben. Da sie nun ihre wilden Männer aus schon oben angeführten physischen Gründen nicht für genugthuend für ihre Wollust finden, so ergeben sie sich ohne Umstände den Negern, die in diesem Betrachte gewiß alle Nationen der Welt übertreffen.

Bauart ihrer Häuser.

Auf die Bauart und Bequemlichkeit ihrer Häuser oder Hütten nehmen sie schlechterdings keine Rücksicht. Je nachdem die Familie groß oder klein ist, bauen sie sich größere oder kleine Hütten. Der größte Theil derselben besteht nur, wie die Gestalt eines Zeltes, aus gegeneinander gestülpten Stangen, mit übergebundenen Latsen, und ist entweder mit Sapé (Schilfgras) oder Palmenblättern bedeckt. Solcher Hütten stehen oft viele, und zerstreut an dem Orte, wo sich die Familie niedergelassen hat. Andere, die mehr Fleiß auf ihre Wohnungen wenden, machen vier gerade stehende Seitenwände, mit einem Dache darauf, so wie bei den armen Landbewohnern der Gebrauch ist, und bedecken sie auf dieselbe Art, wie die Hütten, oder auch wohl mit Baumrinden. Einige lassen die vier Wände offen, Andere verschließen sie, und bewerfen sie mit Lehm. Uebrigens bestehen diese Häuser nur aus einem einzigen Raum, ohne weitere Abtheilung; nur unter dem Dachgiebel formiren sie einen kleinen Boden, aus dicht aneinandergelegten dünnen Stängelchen, oder aus Tacuara, auf welchem Boden sie Alles aufbewahren, Kleidungsstücke und Gerätshaften, mit einem Worte, es dient ihnen dieser Raum zum Haushaltmagazin, worin sich Alles vortrefflich durch den immerwährend aufsteigenden Rauch, von ihnen nie verlöschenden Feuern conservirt; besonders werden ihre Kleider und Federn vor den, sich in diesen finstern Wäldern zu Millionen aufhaltenden Platta geschützt.

Häusliche Einrichtung und Lebensart.

Die Möbeln dieser Indianischen Häuser bestehen in aus baumwollenen Fäden verfertigten Hangmatten oder Nehen, die sie entweder weiß lassen, oder auch wohl mit Indigo blau färben, und die nach allen Richtungen im Hausrume ausgespannt sind; ferner, in grösseren und kleineren Kochtöpfen, wovon die grösseren zu ihren Weingährungen dienen, und die alle eine nach unten spitzzulaufende Figur haben. Diese stehen in der Mitte der Hütte, mit der Spitze ungefähr einen Fuß tief in die Erde eingegraben. Der grösste, den ich in der Aldeia des Indiers Jeronimo sah, war fünf Palmen tief und vier Palmen im Durchmesser; auch trifft man wohl einen hölzernen Trog an, der aus einem Baumlohe aus gehauen ist, und worin sie den Mais zerstossen. In den Ecken stehen gewöhnlich Bogen und Pfeile angelehnt, auch wohl an den Wänden aufgehängt, wo auch das Kriegshorn, und mehrere ganz nett aus Palmblättern geslochtene, grössere und kleinere Scherchen zu finden sind. Von eisernen Werkzeugen besitzen sie Axt, Sogas und Hacken, welche sie von den Portugiesen erhalten.

Arbeitend in ihren Häusern, außer daß sie liegend in ihren Nehen Bogen und Pfeile schnitzen, findet man sie selten; auch die Weiber thun nichts, als etwas Baumwolle spinnen, wenn sie Gelegenheit haben, von den Portugiesen einige zu erhalten; auch ziehen sie wohl wenige bei ihren Aldeias; oder sie flechten Nete, mit wel-

her Arbeit ich zwei alte Weiber, in der Aldea des Cypriano beschäftigt fand.

So lange sie zu essen haben, leben sie durchgehends, ausgestreckt und sich in ihren Nezen schaukeln, in der größten Unthärtigkeit, sowohl Männer als Weiber. Ein Kochtopf, worin ein Gemenge von Mais, Cara, Kürbissen und andern Waldwurzeln abgekocht ist, findet man immer neben dem Feuer, gewöhnlich ohne Salz und Schmalz, und hieraus schöpft sich Feder, wenn er Hunger hat; denn es ist mir nicht bekannt, daß sie in ihren häuslichen Circeln eine gewisse Zeit zum Essen bestimmten. Das gewöhnliche Fett, dessen sie sich zum Schmelzen ihrer Speisen bedienen, ist das eines großen Engerlings, der sich in faulen Bäumen, vorzüglich aber in der Tacuara findet, und deshalb von den Portugiesen bixo da Tacuara genannt wird *). Sie sammeln diesen in großer Menge in der trockenen Jahreszeit, und verwahren ihn in großen Tacuaras, die ihnen die Stelle der Flaschen vertreten. Auch die Portugiesen in den waldigen Gertoës bedienen sich dieser Tacuaras, um Öl und andere Flüssigkeiten darin aufzubewahren). In der Aldea des Philippe bereiteten sie eine Art Pfannenfuchen aus gestoßenem Mais und in dem Fette des genannten Engerlings gebraten. Außer daß es diesem Gerichte an Salz fehlte, war es nicht übel.

Tag und Nacht unterhalten sie Feuer in ihren Hütten neben den Nezen, welches sie nicht nur gegen die

*) Scheint mir die Made des Hercules-Käfers zu seyn, der sich häufig in diesen Wäldern aufhält

Kälte, sondern auch besonders gegen die Mosquitos schützt, die in der nassen Jahreszeit in diesen Wäldern eine große Plage sind. Männer und Weiber in ihren Audeas und auf der Jagd, gehen bis auf die Hüften nackt; erstere tragen eine kurze baumwollene Hose, und die Weiber einen kurzen Rock; Kinder gehen vom zehnten bis zwölften Jahre meistens ganz nackt, auch alte Leute erlauben sich diese kindische Freiheit, ohne weitere Scham zu zeigen.

Die Männer rauchen viel Tabak, und nehmen dazu entweder ordentliche Tabaksblätter, oder im Falle ihnen diese fehlen, dure Blätter einiger Waldsträucher, die ihnen die nämlichen Dienste leisten. Ihre Pfeifenköpfe machen sie entweder aus Thon oder aus Holz, und besonders der feineren Tacuara. Sie sprechen wenig mit einander, und ihre Unterhaltung ist außerst einsilbig und abgebrochen. Feder bläst seinen Dampf stillschweigend vor sich hin. Sie scheinen viel zu denken; indessen da man keine Resultate ihres Denkens sieht, so mögen sie wohl nichts denken. Die Weiber, wenn sie sich nicht in den Mezen schaukeln, spielen mit ihren Kindern, bemalen dieselben und sich selbst, schlecken Körbchen, oder sitzen unthätig vor den Häusern. In der Aidea des Cypriano fand ich eine ganz kleine, dicke Frau, die alle gegenwärtigen Kinder bemalte; ihre Malerei bestand größtentheils in Kreisen, womit sie die Backenknochen der Kleinen zierte; auch ich ließ mich von ihr bemalen; sie nahm dazu ein Hölzchen, tauchte dasselbe in den Milchsaft einer Pflanze, die sie neben sich abrupsste, und trug damit die Figuren auf, ließ den aufgetragen-

nen Gast etwas abtrocknen, zerstieß dann eine Kohle, und rieb das Pulver auf die Figur. Ein großer Theil des Arms wurde davon schwarz; sie hohlte darauf Wasser herbei, womit ich mich waschen mußte, und die gemalten Figuren blieben schwarz zurück; nur erst nach einigen Tagen, durch öfteres Waschen und Reiben mit Seife, verloren sie sich.

Sie bilden sich auch ähnliche Figuren in die Haut, indem sie diese ausrißen, oder einen gefärbten Faden durchziehen; besonders findet man dieses auf den Zähnenknochen und Brüsten der Weiber; bei den Männern ist dies nicht so häufig; Kreise, Figuren vierfüßiger Thiere und Vögel sind die Gegenstände dieser Arbeit. Die Männer, fast durchgehends, machen sich große, breite Streifen, inwendig queer über den Arm, bis an den Ellerbogen, in der Absicht, nach ihrer Meinung, durch das abgelassene Blut an diesen Stellen einen sicherer Arm zum Bogenschießen zu bekommen, und nicht zu zittern.

Es ist bemerkungswert, daß ich bei den Negern von Mozambique eine ähnliche Gewohnheit fand, sich zu tätuiiren, besonders auf den Armen, auch in der Absicht, um leichteres Blut und festeren Arm zu bekommen. Sie glauben auch dadurch schweren Krankheiten vorzubeugen. In so weit stimmen die Meinungen zweier Menschen - Rassen überein, die doch so sehr verschieden sind, und wahrscheinlicherweise seit ihrer Existenz nie mit einander in Berührung kamen. Bei den Negern von Mozambique wird so sehr auf diese Vorsicht

Rücksicht genommen, daß der Mann weder eine Frau, noch die Frau einen Mann findet, wenn sie nicht täufert sind; und dies scheint mir ein Grund, warum diese Täufuren bei ihnen in Luxus ausgeartet ist. Man findet bei ihnen oft den ganzen Körper mit den schönsten Figuren, regelmäßig wie Spangen und Nette durchwebt, und wie ein bas relief sich über die glatte, sammne Haut erhebend. So weit hat es die Kunst bei den Indiern noch nicht gebracht.

Die Weiber besorgen die Küche. Fleischspeisen werden meistens an einem hölzernen Spieße gebraten. Ihre Pflanzungen sind Mais, Kürbisse und wenige Bohnen, von Baumfrüchten Mamonen *) und Bananen; von Alten pflanzen sie aber so wenig, daß es sie nur höchstens einige Monate ernährt; erst seitdem Marlier ihr Director ist, machen sie größere Pflanzungen, wozu er sie durch Androhung von Strafen zwingt. Selten, daß sie den Mais völlig reif werden lassen; denn sobald er anfängt, Kerne zu sehn, so fangen sie auch schon an, ihn zu verzehren; Tag und Nacht werden dann Maisstängel am Feuer gebraten, oder ihr Wein davon bereitet. Sie sind diesem Getränke so ergeben, daß der größte Theil des zu krentenden Mais hierin aufgezehrt wird, und nachher nichts mehr zum Essen übrig bleibt.

Aus Nachrichten des Bischofs von Pará, Dr. Fr. Gaetano Brandao, in seinem Dario der zweiten Pastoralvisite, vom Jahre 1784, erhellt, daß die In-

*) *Carica papaya* (Lin.).

dier jener Provinz eben so sehr diesem Getränke ergeben sind. Er sagt: „die Indier von Pará machen dieses Getränk aus Mandioca *), welches sie Pajouarte nennen. Ihre Pflanzungen verzehren sie meistens darinnet, und leiden dann lieber Hunger. Sie laben sich hierzu bei jeder kleinen Veranlassung ein. Das Fest dauert so lange, als sie zu trinken haben; Tanz und Spiel dauert oft mehrere Tage und Nächte, und hierbei entstehen meistens die größten Unordnungen, oft Mord und Todschlag. Da sie außerdem wenig Edrgesühl haben, so zeigt es sich bei dieser Gelegenheit; sie erinnern sich der geringsten Bekleidungen, Eisersucht und Klagen stechen allenthalben hervor; allein nach beendigtem Feste, nachdem die Aufwallungen sich gelegt, herrscht wieder die nämliche Einigkeit, wie vorher.“

Auch den Brantwein lieben die Coroatos außerdentlich, und die benachbarten Portugiesen wissen sich sehr gut diesen Hang zum Trunke zu Nutzen zu machen. Marlier fand in diesem Districte allenthalben Brantweinschenken, worinnen man auf die schändlichste Art den Indiern Alles, was sie besaßen, für einen Schluck Brantwein abnahm. Er ließ deshalb den größten Theil derselben verschließen, und schlechterdings dürfen die noch existirenden weder Werkzeuge noch Kleidungsstücke von den Indiern annehmen, wibrigenfalls müssen sie auf Anklage des Indiers, welcher nicht schwiegen kann, Alles wieder herausgeben, und werden noch dazu gestraft.

*) Jatropha Manihot.

Dass diese Vorlehrungen dem Marlier unter den hier wohnenden Portugiesen, die ohnedem fast lauter aus anderen Gegenden entflohenen Bösewichter sind, viele Feindschaft zugezogen, die ihm selbst gefährlich für sein Leben werden, ist leicht zu denken.

Das Getränk aus der geistigen Gährung des Mais nennen die Coroatos Werau, und ein anderes kühles des Getränke, ebenfalls aus Mais bereitet, welches sie bis zur sauren Gährung kommen lassen, nennen sie Catimboera, Alua die Portugiesen. Da die Verfertigung des ersten etwas Eigenes hat, so muß ich eine kurze Beschreibung davon machen. Der Mais (oder Maqui, wie sie ihn neunen) wird in einem hölzernen Troke oder Mörser, welcher in einem Kloße mit einem runden und unten zugespitzten Rothe besteht, zerstampft, und zwar nur ganz grob, so daß sich die äußere Schale davon mit leichter Mühe trennt; darauf wird dieser zerstampfte Mais, den sie Carapina nennen, in einen großen Tropf, oder Popong, gethan und gekocht; sobald er weich genug ist, gießt man kaltes Wasser darüber, um ihn abzukühlen, und nun stellt sich alle weibliche Gesellschaft um den Popong, hohlen den weich gekochten Mais heraus, und kauen ihn klein, speien ihn mehrmals wieder in die Hand, und tunken damit in den Tropf, um den daran hängenden Speichel, und das ganz klein Gefäuete abzuspülen, und darauf fangen sie von Neuem an zu kauen. Nachdem Alles genug durchgekauet ist, seihen sie das Gauze durch einen Sieb in einen anderen Tropf, und was auf dem Siebe zurück bleibt, wird noch

einmal durchgekauet, damit alles Gute rein ausgepreßt wird. Binnen weniger als 24 Stunden geht diese Brühe in Gährung über, und sobald die saure Gährung beginnt, hält man das Getränk für gut. Zu der schnellen und vollkommenen Gährung soll nicht wenig der Spiegel mit beitragen. Die Männer legen keine Hand bei der Bereitung dieses Getränktes an. Gewöhnlich beschäftigt man sich den einen Tag mit der Verfertigung, und den anderen Tag ladet man durch oft wiederholtes Blasen auf dem Horne, die Gäste ein, die sich gegen Abend einfinden. Damit sie viel trinken können, so kommt am Tage des Festes kein Topf auf's Feuer, sondern sie fasten 24 Stunden, und selbst während des Festes essen sie nichts.

Nachdem sich nun die Gäste versammelt, ist der Herr, oder Ceremonien-Meister des Festes, der erste, der mit seiner Gharapsé *), oder Schale aus dem Kopfe schöpft, und zwar schöpft er allen Schaum, der gleichsam wie Fett oben ausschwimmt, ab, welches für das Delicateste gehalten wird. Nachdem er diesen Labetrunk genossen, und die Schale geleeret hat, folgen nun Alle der Reihe nach. Bald darauf wird der Wall eröffnet; sie stellen sich dazu in der Nähe des Weinfasses, in zwei Reihen einander gegenüber, Männer und Weiber; der Herr des Festes schmückt sich mit schönen Federn, alle Uebriegen, die nackt bis auf die Hüften gehen, bemalen sich über und über, entweder mit dem Milchsaft von Pflan-

*) Ist größtentheils eine hohe Kürbisshäle.

zen und Kohlenpulver, wie ich oben beschrieben, oder roth mit der Beere des Uruck *)). Ihr Tanz besteht nur in Bewegungen der Beine auf der nämlichen Stelle, so wie auch der Bewegung der Arme, und hat etwas sehr Phlegmatisches; dabei singen sie monotonische Lieder, die sich größtentheils auf ihr Weinsäfz beziehen, oder besingen auch wohl das Lob und die Schönheit gegenwärtiger Personen. Um das Fest mehr zu beleben, munzert der Ceremonien-Meister oft durch Aufruf dazu auf; das Heer der Kinder, die auch Theil daran nehmen, läuft dann zerstreut in die Gebüsche, und ahmen allerhand Stimmen viersüßiger Thiere und Vögel nach, wodurch ein rasender Lärm entsteht, der in den dicken Wäldern einen furchtbaren Eindruck auf den civilisirten Zuhörer macht. Ihre Instrumente sind Klappern, aus der hohlen Frucht des Guyeté **) versiertigt. Uebrigens geht bei'm Gesang, Tanz und Spiel Alles nach dem größten Takte. Wenn der Herr des Festes nicht geschickt zum Ceremonien-Meister ist, so ladet er einen Anderen, der in Ruf steht, dazu ein.

Bei diesen Festen entstehen die größten Unordnungen, und um noch größere zu vermeiden, so verstellen die Weiber an diesem Tage alle Bogen und Pfeile.

Ich fand diese Getränke, besonders die Catimboera, gar nicht unangenehm, und bei drückender Hitze sehr

*) Bixa Orellana. (Belozo).

**) Guyeté; Crescentio Cayté. (Belozo).

erstischend. Wenn sie dieselben nur zum häuslichen Gebrauche für die Familie bereiteten, so würden sie lange daran genug haben; allein sie laden auch dazu ihre Nachbarn und Freunde, durch Blasen auf dem Horne ein; sie nennen dieses Tschapá-pui, und es unterscheidet sich vom Blasen zum Kriege durch langsamere, gezogene Zöne.

Haben sie nichts mehr in ihren Albeas und Pflanzungen zu essen, so ziehen sie in die Wälder auf die Jagd, Männer, Weiber und Kinder; Letztere sezen die Weiber sich auf den Rücken, in einen breiten Bast, oder ein besonders dazu gewebtes Neh, welches sie wie einen Tragfessel vor der Stirn zusammenbinden, und von da den Rücken hinabhängt; überhaupt liegt den Weibern ob, alles auf diese Art zu schleppen, als Töpfe, Nehze, das erlegte Wildpret, Wurzeln und Honig, und wie die Fassthiere schleichen sie dann gebückt durch die Gebüsche. Der Mann trägt nichts als seinen Bogen, mehrere Pfeile verschiedener Formen, zu den verschiedenen Absichten, und eine Art, um in nichts in seinen Nachstellungen der Thiere ic. gehindert zu seyn. Auf diesen Jagden stellen sie allen viersüßigen Thieren und Vögeln nach, indem sie durch Nachahmungen der Stimmen, worin sie eine außerordentliche Geschicklichkeit besitzen, sie ganz nahe an sich zu locken suchen, und dann mit Pfeilen erlegen, oder in Schlingen und Gruben fangen. Auf meinen Streifzügen begleitete mich immer ein junger Puti, der besonders denen so scheuen Pfeiferfrasen so nachzähmen wußte, daß sie von allen Seiten her-

beigeslogen kamen, und ich sie, ohne weitere Mühe sie zu verfolgen, herabstoß.

Der Honig wilder Bienen macht einen der Hauptgegenstände aus, wornach sie trachten, und mit weniger Mühe entdecken sie in den höchsten Bäumen die Bienenstöcke; den Flug einiger Bienen zu beobachten ist ihnen genug, den Stock ausfindig zu machen; sie hauen den Baum um, verzehren den Honig, und bewahren das Wachs, welches sie nachgehends an die Portugiesen verkaufen. Sie halten sich so oft viele Wochen in den Wäldern mit diesen Beschäftigungen auf, und kehren nicht eher zurück, als bis sie eine hinreichende Provision von Lebensmitteln und Handelsartikeln gemacht haben, wodurch sie sich in den Stand sezen, wieder einige Zeit in ihrer Aldea sich aufzuhalten zu können. Die Handelsartikel, welche sie mitbringen, sind Felle verschiedener Thiere, Specacuanha und Wachs; die Nahrungsmittel, Honig, fette Engerlinge; Cavá und mehrere andere knollige, eßbare Wurzeln. So begegnete ich eines Tages, auf einer meiner Excursionen, einer Familie von einzigen 20 Personen, die von der Jagd kamen; alle Weiber waren schwer beladen, eine Menge lebendiger Vögel, besonders Papagaien, trugen die Kinder auf Stöcken; auch ein Affe, und ein junges, wildes Schwein, welches sie wie ein Hund begleitete, waren in der Gesellschaft. Die Männer trugen, nach gewöhnlicher Sitte, nichts, als Bogen und Pfeile, und einige Aerte.

Ich muß sagen, eine Heerde solcher nackten, braunrothen Menschen, mit rabenschwarzen, lang herabhäng-

genden Haaren, und finsternen, wilden Blicken, mitten in einem dicken Walde, macht einen sonderbaren, aber nicht angenehmen Eindruck, unwillkührlich erinnert man sich der Menschenfresser.

Ich mit meinen Begleitern schlossen uns an diese Gesellschaft an, um sie bis nach ihrer nahe liegenden Aldea zu begleiten, dessen Haupt sich Antonio Luiß nannte. Wir, weniger gewohnt, die schlängelnden Fußpfade dieser Wilden, durch die dicken Gebüsche, mit Schnelligkeit zu betreten, kamen geraume Zeit nach der Familie, in der Aldea an; obgleich Antonio Luiß die Aufmerksamkeit für uns hatte, seinen Bogen und Pfeile abzugeben, und mit der Art alle Hindernisse aus dem Wege zu räumen. Die Neze in den Hütten waren bei unserer Ankunft schon aufgespannt; Antonio Luiß, der mit uns, wie schon gesagt, zurückgeblieben war, trat vor uns in die erste große Hütte, und streckte sich sogleich in ein noch leer hangendes Neh, sich zu schaukeln, und auf diese Art uns Gäste zu empfangen. Der Zuspruch von Fremden, wie wir, schienen sie schlechters, ding's in keine Verlegenheit zu bringen; nur einige vollbrüstige, junge Weiber und Mägdchen verließen nach und nach ihre Neze, und zogen sich etwas schüchtern zurück. — Nachdem Antonio Luiß, der von Allen sich am besten im Portugiesischen ausdrücken konnte, sich genug geschaukelt, und dabei sein Pfeischen angestellt hatte, ließen wir uns von ihm nach den anderen Hütten führen, deren noch fünfse in der ziemlich großen Maispflanzung, die sie gemacht hatten, zerstreut in eins-

ger Entfernung von einem kleinen Bache lagen, wo uns ebenfalls die Bewohner in ihren Hütten liegend empfingen, ohne weder Freude, noch Unwillen über den Besuch zu bezeigen. Auf den simpeln Portugiesischen Gruß, a Deos, antworteten sie mit der größten Eleganz ebenfalls a Deos, und außer der Beantwortung der Fragen, die wir an sie thaten, mit Spartanischer Kürze, hatte alle fernere Unterredung ein Ende. Bei ihren Hütten lisen einige äußerst magere Hunde herum; und sehr viele gezähmte Vogel. Ich wollte mehrere Sachen von ihnen kaufen, besonders Waffen, da ich aber zufälligerweise kein Geld bei mir hatte, bezeugten sie schlechterdings keine Lust, auf Credit einen Handel zu schließen.

Viele der Männer vermiethen sich bei den Portugiesen zur Arbeit, und erhalten dafür größtentheils Unterhalt und Kleidung; Andere, und zwar ganze Familien, vermieten sich an die Specacuanha-Händler, und ziehen mit diesen in die Wälder, worin sie sich dann mehrere Monate aufzuhalten. Ungeachtet sie fast alle Jahre von diesen Menschen betrogen werden, so lassen sie sich doch wieder von Neuem hintergehen. Wenige Lebensmittel und Branntwein sind das einzige, was der Händler mit in die Wälder nimmt; Bezahlung verspricht er ihnen nach beendigter Reise; alle Specacuanha nimmt er indessen in Empfang, und gibt ihnen dann und wann einen Trunk Branntwein, wofür sie im Stande sind, Alles herzugeben. Am Ende der Reise macht er sie gewöhnlich Alle betrunken, und schleicht sich mit sei-

ner Specacuanha davon. Folgt ihm ein oder der andere nach, um Bezahlung zu fordern, so bekommt er noch Prügel dazu. Diese Specacuanha-Händler, die meistens ein Ausbund schlechter Menschen sind, verkaufen dann die Specacuanha an andere Aufkäufer, das Pfund zu 600 bis 900 Reis (1 = 1½ Rth.), und die armen Indier kehren zerrissen und ärmer nach ihren Aldeas zurück, als sie ausgegangen waren.

Marlier sucht auch diesem Uebel vorzubeugen, und hat allen Indiern verboten, ohne seine Erlaubniß mit diesen Leuten einen Vertrag zu schließen. Diejenigen Kaufleute, die also Indier in der Absicht versangen, müssen Marliers darum bitten; ihre Namen werden aufgeschrieben, und nach beendigter Reise müssen sie die Indier mitbringen, und in Gegenwart des Marlier bezahlen. Allein ungeachtet dieser Vorkehrungen, da die Kaufleute in andern Districten zu Hause sind, so kommen sie zwar und bitten um Indier, allein sie schlagen dann andere Wege ein, um nicht wieder mit den Indiern zurückzukehren.

Der größte Theil dieser Indier hat Kleidungsstücke, wovon sie unter sich aber wenig Gebrauch machen; Männer und Weiber tragen, so wie die gemeinen Portugiesen, lange Beinkleider und kurze Jacken, dabei barsfß und selten einen Strohhut, meistens gehen sie unbedeckt. Die Weiber tragen fettunene Röcke und Jacken, und binden ebenfalls, wie die Portugiesen, ein Tuch um den Kopf, sezen auch wohl einen

Hut darüber. Sie lieben sehr bunte, hervorstechende Farben aa ihren Kleidern, auch von bunten gläsernen Rosenkränzen, die sie am Halse tragen, sind sie Freundinnen. Wenn sie nach dem Presidio in die Kirche kommen, so ziehen sie immer ihre besten Kleider an; Manche, die keine Kleider haben, besonders unerwachsene Knaben, erscheinen auch wohl nackt und halbnackt in der Kirche.

An Sonn- und Festtagen suchen die Unterdirectoren alle Indier, die sie habhaft werden können, nach der Kirche zu führen, wo vor der Messe der Vicarius sie in der Sacristei beten lehrt. Nach der Messe pflegen sie gewöhnlich Marliern zu besuchen, und bitten ohne weitere Umstände mit wenigen Worten, um Essen, indem sie sagen, „Capitad mich hungert, ich war in der Kirche.“ Da Marlier auf diese Gäste immer sichere Rechnung machen kann, so steht an diesen Tagen auch immer ein besonderer großer Topf für sie am Feuer. Auch an diesen Tagen erscheinen sie mit ihren Klagen gegen die Portugiesen, oder wegen Prügelseien, ein Indier gegen den andern, die dann auch bald geschlichtet werden.

Die Coroatos tragen die Haare theils rund gekolbt, Wenige nur kahl am Kopfe abgeschnitten; der größte Theil lässt sie aber lang herabhängen, wodurch sie ein äußerst wildes Aussehen erhalten; in diesem Zustande dienen sie ihnen als Schnupftuch, sie trocknen sich damit den Schweiß ab, so wie auch die Feuchtigkeiten unter der Nase u. s. w. Sie sind pechschwarz und

straff; doch fand ich in der Aldea do Cypriano zwei Knaben, die blonde und weiche Haare hatten, und wovon man mir versicherte, daß sie reines, Indianisches Blut hätten. Die Aldea do Cypriano, welche dicht bei der Fazenda Guidowald liegt, und wo ich mich einige Zeit aufhielt, war mein täglicher Spaziergang. Der Vater des Cypriano war unter dem Namen des Capitão Dionísio bekannt, und selbst durch seinen Fleiß und Gastfreundschaft von den Portugiesen geachtet, auch hielt er, als Ausnahme von Andern, seine Kinder durch Bestrafung zur Arbeit an. Unglücklicherweise wurde er, nebst einem großen Theile seiner Familie, auf einer Reise nach Campos de Coyatacasaß, von den Blättern aufgerieben. Auch jetzt zeichnet sich noch diese Familie durch Reinlichkeit aus, so wie sie sich auch gut in der Portugiesischen Sprache auszudrücken wissen. Sie bewohnen ein großes, mit Lehm beworfenes Haus, das nur einen Raum hat, den 14 ausgespannte Nehe einnehmen; in der Mitte stehen die großen Töpfe, an der Wand Bogen, Pfeile und Körbchen, von allerhand Größe.

Die Art, wie sie sich Feuer verschaffen, ist längst bekannt, daß es durch das Reiben zweier Hölzer an einander geschieht. Sie bedienen sich hierzu verschiedener leichter Holzarten, auch wohl einiger Schlingpflanzen, die sie entweder schon trocken sammeln, oder auch grün abschneiden, und am Feuer rösten oder sengen. Sie sind nicht stärker als von der Dicke eines Fingers, und von einer Spanne Länge. Um nun Feuer hervorzubringen,

Kerben sie das eine Stückchen Holz ein, und dem andern, welches etwas dünner seyn muß, geben sie eine zuges rundete Spieße; dies letztere wird in das hohle Rohr eines Pfeilstiels gesteckt, und vertical in die Kerbe des andern aufgesetzt, welches auf einer trockenen Unterlage, einem Steine oder Messer aufliegen muß. Mit beiden Händen ergreifen sie dann den Pfeilstiel, und bewegen ihn mit der größten Schnelligkeit, wie einen Quirl. Die Reibung bringt bald im unteren Holze Hitze her vor, es wird braun, und fängt an zu rauchen; nach und nach sondert sich ein verkohltes Pulver davon ab, welches zu beiden Seiten der Kerbe herausfällt; durch fortgesetzte Reibung entsteht immer stärkere Hitze, bis endlich das herausgesetzte Pulver Feuer fängt, und gleichsam wie Zunder brennt, dieser dient alsdann, um andere trockene Materien zu entzünden.

So wie allen Menschen, die viel in der freien Natur leben, scharfe Sinneswerkzeuge eignen sind, so auch besonders diesen Wilden. Ohne zu laufen, gehen sie sehr schnell, mit meistens einwärts, oder parallel stehenden Füßen, und etwas gebücktem Rücken; sie verwenden selten die Augen von dem Pfade, den sie betreten, haben ihr Ohr aber allenthalben; das geringste Geräusch macht sie aufmerksam, das gute Gesicht kommt ihnen gleich zu Hülse, und es entgeht ihnen dann nichts. Spuren von Wildpret oder Feinden finden sie im dichten Gebüsch auf; selbst wenn die Spur auch keine Eindrücke in der Erde zurückgelassen hat, so erkennen sie dennoch an jedem umgewandten Blatte, oder einem

verschobenen Westchen, und dergleichen geringen Merkmalen mehr, was es für ein Thier war, und wo hinaus die Spur geht.

* * *

Krankheiten und Curarten der Coroatos.

Nach Aussage des Vicars dieser Wilden, sind Diarrhoeen und Gelbsucht mit Auszehrung, die Hauptkrankheiten, womit die Coroatos häufig besallen werden, und die Viele dahin rasszen; auch sind ihre medicinischen Kenntnisse noch nicht so weit gediehen, daß sie diese zu curiren verstanden. Ueberhaupt wollen sie nichts von innerlichen Mitteln wissen. Ob sie gleich die Speciamha, die in ihren Wäldern zu Hause ist, kennen, so bedienen sie sich derselben nie. Schröpfen, Aderlaß und kalte Bäder sind ihre einzigen Mittel, die sie bei Krankheiten und Fiebern anwenden. In der Wundarzneikunst scheinen sie weiter vorgerückt zu seyn; sie kennen sehr viele heilende Pflanzen, die sie bei Geschwüren und Wunden mit dem besten Erfolge anwenden. Marlier sah an einem alten Indier ein großes, krebsartiges Geschwür auf dem Rücken, welches dieser bloß durch ausgelegte Blätter von gewissen Pflanzen heilte.

Bei jedem Fieber, was sie befällt, werfen sie sich in kaltes Wasser, durch welches Verfahren im vergangenen Jahre, da die Nötheln unter ihnen grässerten, außerordentlich Viele starben.

Bei Leibschmerzen bedienen sie sich des Speichels, womit sie den Leib überschmieren und reiben; mehrere Personen stellen sich dann um den Kranken, und bespucken ihn.

Den Aderlaß verrichten sie mit einem kleinen Bogen und Pfeil, welcher leichtere eine sehr feine Spiege von scharfem Bergystal, oder einem Stückchen Glas hat. Sie scheinen periodenweise Ader zu lassen, und besonders die Weiber. Martier traf eines Tages in der Nachbarschaft seiner Fazenda im Rio Xipotó eine Menge Weiber im Bade, nebst einem Manne, der ihnen allen zur Ader ließ, und zwar auf die gesagte Art, mit Bogen und Pfeil; er besaß darin eine solche Geschicklichkeit, daß er jedesmal gleich die Ader traf, und das Blut hoch heraus spritzte.

Das Schröpfen verrichten sie mit einem scharfen Kiesel, womit sie rund um den leidenden Theil, z. B. bei Geschwüren, Geschwulsten &c. die Haut aufröthen, aber ohne Schröpfköpfe auszusezen; sie wollen damit nach ihrer Meinung, alle böse Feuchtigkeiten, als Ursache der Krankheit, ableiten.

Der Vicar wurde eines Tages zu einer kranken Indianerin gerufen, die über und über geschwollen war, ganz gelb aussah, und auf dem Tode lag. Nachdem sie gebeichtet hatte, erschien ein alter Coroato, der sie über den ganzen Körper schröpfte, und darauf in kaltem Wasser bädete. Diese Cur hat die beste Wirkung, und in kurzer Zeit war die Frau völlig hergestellt.

Von Blattern sind sie bis jetzt, im Ganzen genommen noch frei geblieben, welches in dieser Hinsicht ihrer besonders guten Polizei zuzuschreiben ist. Denn sobald es sich zuträgt, daß ein oder der andere durch Portugiesen von den Blattern angesteckt wird, verlassen gleich alle den Kranken, der denn auch größtentheils ein Raub des Todes wird; und da sie in ihrem häuslichen Cirkel nahezu gehen, auch kein Hausgeräth weiter bei sich führen, so wird das Blattergäst nicht weiter fortgespflanzt, und dadurch der weiteren Ansiedlung vorgebeugt. Sie haben eine solche Furcht vor dieser Krankheit, daß die Portugiesen, um zuweilen einen zu dringlichen Indier los zu werden, nur zu sagen brauchen, es sey ein Blatternpatient im Hause, und den Augenblick wird der Indier in der größten Eile das Haus verlassen, ohne sich weiter umzusehen.

Selbst die Portugiesen in diesem Districte sind größtentheils noch von den Blattern frei geblieben, und die meisten sterben, ohne je die Blattern gehabt zu haben, so wie man dieses auch häufig in anderen Gegenden Brasiliens, besonders in den Certoës findet.

Wie sehr diese Indier Schmerz ertragen können, ohne auch nur einen Seufzer auszustoßen, sah ich an zwei Beispielen. Eines Tages früh Morgens erschien ein Coroato, sich bei dem Generaldirector zu beklagen, daß ihm ein Anderer bei einem Weinfeste den Arm zerbrochen habe, und zeigte seinen zerbrochenen Arm und einen zerbrochenen Finger, bekannte aber auch zugleich, daß er den Anderen auch dafür bezahlt habe;

und wenn er Strafe verdiente, so müßte der Andere ebenfalls gestraft werden. Er kam schon anderthalb Elegoa her und kehrte auch gleich wieder zurück, um sich zu curiren, wie er sagte, ohne weiter ein Zeichen von Schmerz von sich zu geben. Gegen Mittag erst erschien sein Gegner, der noch übler zugerichtet war, um sich zu beklagen; diesem war die obere, rechte Armröhre ganz zerstückt, und hatte dabei eine offene Wunde, welche die Knochensplitter von inwendig heraus verursacht hatten; der Kopf war ihm ebenfalls ganz zerschlagen. Marlier ließ einen Mann kommen, der etwas von Arm- und Beinbruchcuren verstand; dieser rückte ihm den Arm so viel wie möglich zurechte, und zwar nicht auf die glimpflichste Art, und legte einen Verband an. Der Wilde stieß auch nicht einen Seufzer aus; er erduldete mit der größten Gleichgültigkeit von der Welt diese schmerzhafte Operation, und ob und trank nachgehends mit dem größten Appetit. Die Tage waren sehr heiß, und da eine gefährliche Inflammation zu befürchten war, so mußte er bleiben, und alle halbe Stunden wurde der Arm mit einer abgekochten Brühe von heilenden Kräutern begossen, auch wurde ihm ein Aderlaß verordnet, welches ich mit Bogen und Pfeil, die ich von den Coratois gekauft hatte, zu meinem größten Vergnügen glücklich verrichtete, und ich möchte diese Art allen Wundärzten empfehlen. Die Wunde, die der Pfeil verursacht, ist sehr klein, und da er nicht tiefer eindringt, als das Stückchen Glas oder Crystal aus einer Wachs-umgebung hervorsteht, so läuft man gar keine Gefahr, weder die Arterie zu zerschneiden, noch durchzustechen,

wie es oft bei unsicherer Hand mit Lanze und Schnepper zu geschehen pflegt. Ich glaubte gewiß, daß der Wölfe ein starkes Wundfieber bekommen würde, allein bis zum dritten Tage äußerte sich auch keine Spur davon, und am vierten schlich er sich davon, ohne etwas zu sagen, und curirte sich selbst in seiner Ulde.

* * *

Einige allgemeine Charakterzüge der Coroatos- und Coropos-Indier.

Wie ich bei mehreren der wischen Nationen Brasiliens bemerkte, steht vorzüglich ein Umstand ihrer Civilisirung im Wege; sie bezeigen nämlich eine beinahe gänzliche Gleichgültigkeit, selbst für Alles was ihnen neu ist. Sie bewundern nichts, sie tadeln nichts, nichts reizt sie, unsere Lebensweise angenehm zu finden, und sie nachzuhmnen; ein düsteres, melancholisches, wenig zur Freude gestimmtes Gemüth, scheint Alle zu beherrschen, und dies findet man selbst bei Kindern.

Bei den Coroatos und Coropos kommt hierzu noch der eingewurzelte Haß gegen die Portugiesen, ungeachtet sie in beständiger Berührung mit einander stehen, und der im Trunke sich in seinem vollem Maasse zeigt; sie verschonen dann ihre größten Wohlthäter nicht; nüchtern hält sie nur die Furcht vor Strafe von Thälichkeit ab, und jeder Portugiese läuft Gefahr, sich in ihre Drückgelage zu mangen. Marlier gab Mehreren eines Tages ein kleines Fest; nachdem sie betrunken waren,

brachen sie in die größten Schmähungen und Drohungen gegen Marlier und seine Familie aus.

Gefühl von Dankbarkeit bezeigten diese eben so wenig, wenigstens geben sie es auf keine Weise zu verstehen. Z. B. man nimmt einen Franken Goroato auf, pflegt ihn auf's Beste bis zu seiner völligen Gesundung, er wird alsdann ohne ein Wort zu sagen, oder seine Erkenntlichkeit zu verstehen zu geben, sich im Geheim davon schleichen. Nichts werden sie ihrem Wohlthäter umsonst thun, und selbst für den kleinsten Dienst fordern sie obendrein Bezahlung. Es sind dieses wohl nicht angeborne, natürliche Gefühle, sondern erst durch das üble Vertragen der Portugiesen gegen sie, neu erzeugte, die vom Vater zum Sohne geerbt, und nun gleichsam zur anderen Natur geworden sind.

Wenn sie freiwillig ein Geschenk machen, so kann man sicher darauf rechnen, daß sie den Werth auf doppelte Art wieder zu erlangen suchen; sie bitten dann ohne weitere Umstände, gib mir dies, gib mir jenes. Mehrere Geräthschaften und Waffen, die ich zu haben wünschte, mußte ich nach Proportion, mit vielem Gelde bezahlen.

Ein Goroato oder Coropos hat nie eine treue Anhänglichkeit an einen Portugiesen.

Eifersüchtig sollen sie in einem hohen Grade, und dies der Grund der meisten Händel seyn, die sie unter sich anstreiten.

In ihren Aldeas üben sie Gastfreundschaft aus, sie geben zu essen und zu trinken auf Verlangen, ohne weitere Umstände, und scheinen sich zu freuen, wenn man ohne Ceremonien zulangt, übrigens nöthigen sie nicht dazu.

So weit meine Nachrichten über die wilden Völkerstämme in Minas Geraes, die ich größtentheils selbst sammelte, zum Theil aber, und vorzüglich vom Hauptmann Marlier erhielt. Ich gehe nun zu den Sprachen einiger Stämme, und den Schwierigkeiten der Nachforschungen über die Abstammung der Amerikanischen Rasse, über.

Neuntes Capitel.

Etwas über die Sprachen und die Schwierigkeit
der Nachforschungen über die Abstammung der
Ureinwohner America's.

Man hat in jüngeren Zeiten sehr viel über die Ab-
stammung der Americanischen, sogenannten rothen
Menschen geschrieben, und die Beobachtungen so vieler
Reisenden, die zum Theil ganz widersprechend sind,
zusammengestellt, um dadurch einen Blick in's Dunkel
der Vorzeit zu thun; allein die Resultate dieser Beob-
achtungen und Zusammenstellungen haben noch so wenig
Licht verbreitet, daß man keinen Schluß zu fassen im
Stande ist, ob man einen besonderen Adam als Stamm-
vater für die Amerikaner sich gebeten soll, oder ob ihre
Urväter aus andern Welttheilen hierher versetzt waren,
und, kamen diese aus Aegypten, wie Einige annehmen,
oder stammen diese von den Israeliten, nach Anderen,
ab, oder von den Phöniciern, als den ersten Schiff-
fahrtskundigen, oder von den Carthagern; kamen sie

aus China oder Japan, oder waren es Tataren, die dies Land bevölkerten u. s. w. Dies wird noch so lange dunkel bleiben, bis fortgesetzte Bemühungen gelehrter und scharfsinniger Reisenden, und die sich besonders längere Zeit unter den Wilden America's aufhalten, hierüber mehr Licht verbreiten werden.

Bergleichungen der Sitten und Gewohnheiten, besonders Bergleichungen der Sprachen, werden nach Aller Meinungen hierzu viel beitragen; doch, da bei diesen Völkern, die fast noch Alle auf der untersten Stufe der Kultur stehen, selbst mündliche Traditionen sich kaum bis zu ihren Enkeln fortpflanzen, und Stämme oder Familien, die sich durch Zwistigkeiten trennen, in kurzer Zeit oft ihre Sprache sogar ändern; durch ihr ewiges Nomadensein oder durch Gemeinschaft und Berührung mit andern Völkerstümern, oder civilisierten Nationen, auch ihre ursprünglichen Sitten verlieren; so wird diese Forschen und Streben, ihre Abstammung ausfindig zu machen, äußerst schwierig, und mit jeder Generation schwieriger.

Die Urgrößväter der jetzigen Coroatostheilten sich in drei Stämme, wovon sich die Namen zweier, wie aus dem Vorhergegangenen zu ersehen, erhalten haben, der des dritten aber schon verloren gegangen ist. Der Namen der beiden bewußten Stämme erinnern sich nur noch die älteren Personen unter ihnen; jüngere Leute wissen schon nichts davon, so daß, wenn noch eine Generation dahin ist, auch diese wenigen Nachrichten der zwei Stämme verloren gehen werden.

Aus dieser großen Gleichgültigkeit, wenn ich es so nennen darf, der Fortpflanzung von Traditionen, kann man ebenfalls schließen, daß die Trennung der beiden Stämme, Coroatos und Puris, noch nicht so lange her seyn mag, sonst würde diese Tradition auch schon längst mit den Urgroßvätern begraben liegen, und wenn ich auch annehme, nach obigem Beispiele, wo sich die Tradition der Stammnamen nur bis auf den Urenkel erhalten hat, daß die Sage der Trennung der Coroatos von den Puris sich als eine besonders merkwürdige Zeitepoche doppelt so lange Zeit erhalten habe, so sind darüber doch kaum erst wenig über hundert Jahre verflossen. Wenn man also dann die große Veränderung sowohl in Sitten, besonders aber in der Sprache beider Nationen, in dieser kurzen Zeit untersucht und bedenkt, daß seit vielen Jahrhunderten, seit der Existenz dieser Völker, sich ähnliche Veränderungen zugegragen haben, so muß man beinahe verzweifeln, je über ihre Abkunft, weder aus Sitten noch Sprachen, etwas folgern zu können.

Wie ist es ausfindig zu machen, welche von beiden Nationen die Sprache beibehalten hat, die sie vor ihrer Trennung redeten, oder sind bei Beiden Veränderungen vorgegangen? — Daß sie ein und desselben Ursprung sind, ist nicht zu erkennen, denn beide Nationen verschämen sich noch. Daß die Coropos auch in diese Familie gehörten, ist auch nicht zu bezweifeln, doch mag dies länger her seyn; denn ungeachtet daß viele Worte in den Sprachen derselben übereinkommen, so scheinen

ihre Constructionen doch so verschieden, daß sie sich nicht verstehen. Kommt man auf die Sitten und Gebräuche, so wird man ebensfalls auch einen beträchtlichen Unterschied finden. Die Coroatos, durch die Berührung mit den civilisierten Nachbaren, haben schon Vieles von diesen angenommen; durch beständige Unterdrückungen sind sie falscher und mißtrauischer geworden. auch haben sie sich dem Laster des Trunks ergeben; hingegen stehen die Puris noch als ein freieres Volk da, ihre Sitten sind weit unverdorbener Sonderbar finde ich nur, z. B. daß die Coroatos nichts von Dampfbädern wissen, die ich oben bei den Puris beschrieben habe, und welche an Asiatische Gebräuche erinnern. Ist diese Gewohnheit ebenfalls durch Nachlässigkeit verloren gegangen, oder erst neuerer Erfindung der Puris? — Auch die Art und Weise, wie die Puris ihr Fleisch und Kürbisse braten u. s. w. und wovon man glauben sollte, daß sie dieses auf den Freundschaftsinseln erlernt hätten, ist den jetzigen Coroatos unbekannt. In der That, die Gleichgültigkeit der Erhaltung ihrer Gewohnheiten muß sehr weit gehen, wenn sie sogar die Art der Bereitung ihrer ersten Lebensbedürfnisse mit der Zeit vergessen! —

Der Gebrauch der Coroatos, sich die inwendigen Arme aufzurichten, um leichteres Blut zu erhalten, welches sie mit einigen Afrikanischen Neger - Nationen gemein haben, sollte dieser erst später bei den Coroatos eingeführt seyn, oder die Puris ihn vernachlässigt haben? — Sollte die grausame Gewohnheit der Coroatos

tos, ihre verkrüppelten Kinder zu tödten, ebenfalls neuer Entstehung seyn? Denn bei den Puris sah ich zwei verkrüppelte Kinder, wovon eines den Kopf schief stehen; und das andre einen krummen Fuß hatte. Bei den Goroatos würden diese gerödtet worden seyn, da es Martiern eines Tages Mühe kostete, ein Kind, das mit sechs Fingern geboren wurde, zu retten.

So wie im Moralischen, so findet man auch im Physischen einen Unterschied. Die Puris machen eine schönere Nation aus, von stärkerem Körperbau und robuster, obgleich die Goroatos über sie den Sieg das von tragen; ihre Gesichtszüge sind sanfter und gesälliger, ihr Auge aber nicht sagend, leer und verräth oft einen dummen Blick. — Das Auge der Goroatos verräth Feuer, Wildheit und Misstrauen, dabei haben sie viel Jüdisches an sich, ja man findet Gesichter unter ihnen, die man den ächtsten Israeliten an die Seite stellen könnte.

Nach Nachrichten vieler Personen, so ist fast an allen Kleinwohnern Brasiliens die außerordentliche Kleinheit des männlichen Gliedes bemerkungswert. Sollte die kurze Trennung der Goroatos von den Puris auch hierin einen so gewaltigen Unterschied hervorgebracht haben? — Denn die Kleinheit dieses Gliedes bei den Goroatos contrastirt gewaltig gegen die Größe desselben bei den Puris. Dieser Unterschied sollte beinahe bezeugen machen, daß Beide einstens, und zwar vor Kurzem, eine Nation ausmachten; oder fanden schon

von jeher unter ihnen Absonderungen der verschiedenen Familien, bei ehelichen Verbindungen statt? —

Wie ist es dem Forcher möglich, hier einiges Licht nach einem so kurz verflossenen Zeitraume zu erhalten, gewißwege denn, wenn man die graue Vorzeit erforschen will!

Die Bemühungen großer Naturforscher sprechen aus physischen Gründen für eine eigene Menschen-Rasse der Americaner, und besonders soll der eigene Schädelbau dafür sprechen; sollten aber auch nicht andere Theile des Körpers, besonders der Knochen, und diese osteologisch untersucht, noch mehrere wesentliche Verschiedenheiten von anderen Menschen-Rassen angeben? — Wenigstens eine Beobachtung, die ich gemacht, und von der mir nicht bekannt ist, daß sie von Anderen noch gemacht wäre, scheint in dieser Hinsicht nicht unwichtig; es ist der schmal nach unten zulaufende Hintere dieser Bilden, welcher ihnen zum Theil ein auffällliches Ansehen giebt. Natürlich erweise muß der besondere Bau des Beckens hierzu beitragen. Da ich nun nichts weniger als Osteolog bin, und dennoch mir diese Beobachtung wichtig scheint, so habe ich meinem alten würdigen Lehrer, dem Hofrath Blumenbach zu Göttingen ein Becken zugeschickt, um es so zu untersuchen, wie es von diesem Gelehrten und großen Osteologen zu erwarten ist.

Ich kann nicht läugnen, daß man in dem Totals-habitus aller Americanischen Nationen, die ich noch sah, eine Stammmasse anerkennen muß, und daß unter ihnen

Ein Typus herrscht, wenn man sie aber näher untersucht, man dennoch unter ihnen eine große Verschiedenheit findet. Das Jüdische Gesicht der Coroatos, mit geraden, zuweilen unterwärts gekrümmten Nasen und kleinen, oben gerade geschlichten Augen, zeichnet sich sehr von den regelmäßigen, runden Gesichtern der Puris, mit stumpfen Nasen und großen Augen aus. Das beinahe dreieckige Gesicht der Coropos unterscheidet sich wieder sehr von diesen; und betrachte ich die grossen, robusten Zevantes in Toyaz, so wird man in dem plattgedrückten Gesichte und enggeschlichten Augenlidesern, Menschen Mongolischer Rasse zu erblicken glauben.

So sehr wie die Caucassische Rasse Abweichungen unterworfen ist, wenn man sie von dem Caspischen Meere an durch Europa hin bis zu den Nordafrikanern versetzt, und selbst in der Karibe, so sehr müssen auch die Ureinwohner America's Abweichungen unterworfen seyn, obgleich das Klima bei diesen nach v. Humboldt keinen Einfluss haben soll. Dieser sagt, daß er in verschiedenen Klimaten und Höhen über dem Meere in dem Spanischen America überall gefunden habe, daß kein Kind weiß geboren werde; andere Reisende, z. B. Wolney, fanden das Gegentheil bei den Nordamerikanern, die ebenfalls kupferroth sind. Bei den Coroatos fand ich das nämliche, kein Kind wird kupferroth geboren.

Um mir keine Vorwürfe zu machen, nichts unversucht zu lassen, wodurch einige Aufklärung über die Abstammung der Americaner erhalten werden kann, habe

ich mehrere Wörter der Coroatos, Goropos und Puris mit einander verglichen und niedergeschrieben, dabei aber auch die Schwierigkeit gefunden, daß man selten die Wörter richtig schreiben wird; denn verschieden klingen oft die Töne, nicht nur von verschiedenen Personen ausgesprochen, als auch von verschiedenen Ohren gehört, und noch größer wird dieser Unterschied seyn, wenn die Hörer und Schreiber aus verschiedenen Nationen sind; nie werden diese in der Schreibart harmoniren.

Sprachproben der Coroatos, Goropos und Puris.

Es bedeuten in den Sprachen	der Coroatos	Goropos	Puris, nach Deutschem Ohr.
Gott	Tupan	Tupan	Dokéra.
Vater	Hakré	Ekta	Ahré.
Großvater	Etta		
Mutter	Ayan	Ektan	Ayam.
Sohn	Meké chambé	Ekton	Schambé.
Tochter	Behma	Ektó Boëmm	Schambé Boë- ma.
Bruder	Mocachatane	Eschataï	Makascha- tane.
Frau	Ayé	Boëman	Boëmann.
Kind	Schá - Poma	Schapó - ma	Hercuma.
Mann	Kuai - ma	Goai - man	Kuai - ma.
Kopf	Gué	Pitnô	Anguê.
Hand	Scha - pré	Schambri	Schaperré.

Es bedeuten in den Sprachen	der Coropos	Coropos	Puris, nach Deutschem übt.
Gleisch	Hanniké	Egneine	Hanni-ké,
Blut	Krim	Iku	Krim
Milch	Nhamanta	Endjoktane	Nhamauta,
Schmerz	Kramacatule	Ektschuman	Kuandom-dó,
Geist, Seele	Tutak	Oitame (herz, Ekké)	Tutak,
Sterben	Hétagran-hé	Ninguim	Ambó-nam,
Sonne	Hopé	Nascéun	Poopé,
Stern	Poundóri	d'Juri	Melinckó-na,
Wig, Donner	Nhaman pu- réri	Té-pu-po-ne	Nhamam preri,
Nacht	Tamari-pon- han	Mérindan	Tamaripon- ham (Uenb- toshora).
Gand	Cüi-füi	Cüi-füi	Cavi-ly.
Gebirge	Pré hereuma	Pré-heren	Pré-d'jekka,
Lust, Wind	Nan-d'jota	Naran d'Jota	Nam d'jota,
Feuer	Pohé	Ké	Poté.
Tief	Docré	Doé-papa	Dora-Koars,
Hoch	Tacùén	Pé-éóá	
Stein	Hoka	Nam	Aldea,
Holz	Bonday	Ké (wie Feuer)	Ambo.
Kraut	Schapú-co	Schapúco	Schapúco,
Baum	Ambó	Mai-man- Kréá	
Fisch	Manaké	Herang	
Ziere	Schaperé	Orug	
Horn	Pente	Koli	
Öhsenhorn	Tapira-pente		
Schwein	Schoran	Teke-nam	
Hund	D'johara	Tsoktéme	
Öhse			Tapira.
Pferd			Cavara.

Es bedeuten in den Sprachen	der Corocotos	Coropos	Puris, nach Deutlichem Dör.
Yara	Patane		Matáre.
Käfe	Schapi	Schapé	
Huhn	Aringa	Tschefuanie	
Ente	Scha - pára	Pato	
Kleine Habicht	Siké		
Loube	Cantoco		
Großer Habicht	Coan		
Jacu	Tschana		
Sorutinga	Tupíta		
Popagai	Crona		
Sucucuu	Taquihoa		
Urubú	Kighéu		
haus	Goára	Scheu - me	
Vogel	Schapu	Tig - nam	
Trinkgefäß, Cocusschaale	Haupe, gha- rapé	Tutschay	
Weiß	Haraya	Quat - tá	
Rot	Mucherú - ru	Mukerú - ru	
Essen	Maché	Mankshina	
Trinken	Mambá	Sóme	
Singen	Mangueré	Gangré	
Schlafen	Matérra	Mam - nom	
Gieb, gieb her	Pö, - ga - pö	Gá - pü	
Ih	Maké	Eign	
Du	Teké	Nime	
Er	Magikána	Mam	
Wir	Panhike	Eig - main	
Ihr	Tiké - Teka	Jang - yaúme	
Sie	Já	Uamtschone	
Rein	Erpompa		
Ja		Ja (wie im Deutschen)	
Hier	Gará	Kráh	

Es bedeuten in den Sprachen	der Coroatos	Coropos	Puris, nach Deutschem Dör.
Unten	Uascheira	Auwe	
Oben	Takúen	Péwa	
Eins	Schombi- tuan	Mam	
Zwei	Tschiri	Gringrim	
Drei	Pátapakon	Pate-pa-kon	
Vier	Patapam-te	Pate-pame- sché	
Fünf	Die Coroatos zählten nicht weiter als 4 und sagen dann	Schambri- tschitta	
Sei	Apurica	Anguim	
Gebe	Uasché	Háme	
Guss	Nhamar-te	Guang	
Auge	Merin, Meré	Uálim	
Nase	Nhé	Schirong	
Ohr	Penta, Pe- nenta	Kóhlim	
Mund	Tschóré	Tschoré	
Stirn	Póré	Pólé	
Haare	Gehù - Kalté, Meugkata	Itsché	
Zähne	Tsché	Schorim	
Junge	Tom-pé	Tu-pé	
Hand	Tschopré, Schaparé	Tschambrim	
Finger	Prepana	Nhatschárn	
Bauch	Té-ké	Itchin	
Fuß, Arm	Kakóra	Tschambrim, (wie die Hand).	
Bein	Schará		

Es bedeuten in den Sprachen	der Corotob	Coropos	Portug. nach Deutschem Dör.
Krm		Kakó - ra	
Kalt	Nhamánta	Ischektíame	
Mond	Petah - ru	Nascê	
Regen, auch Wasser	Nhaman	Teign	
Mais	Maki	Tschumnam	
Erog, um Mais zu stecken.	Maki kensam		
Mandioxa	Eichu	Kohn	
Gestochener Mais	Carapina		
Das geistige Getränk	Wéru		
Mais.			
Das fühlende Getränk aus Mais	Catimboera		
Eicht	Putapé	Po - stém	
Dunkel	Tumaripohan	Aouem	
Nichts	Cond'sché	Tschi	
Komm hier	Gá wenn	Gá nam	
Geh weg	Gá - mou	Gá - mu	
Lieben	Mak' in Teghi (gh wie im Spanischen)	Neka - ni - teu	
Geschwind	Bay (wie im Englischen)	Ga - boy - pá	
Langsam	Potá - há	Pam - me - pá	
Wurzel	Bokintá	Mempschinta	
Frucht	Boarké	Memp - tâ	
Verbergen	Opata - sché	Nhap - tóme	
Leben	Tschá - hé	Eri - in - ma - hon	

Es bedeuten in den Sprachen	der Goratos	Gorpos	Puris, nach Deutschem Dör.
Gut	Tenne - ka	Teran - ká	
Klein	Kri - kra	Tugna - pá	
Vogelrei	Pakké, Schip - pou	Téme	
Stamm von einem Baum	Bo - prannny	Mépran - Lím	
Gieb acht, aber siehe	Detevy	Gá - ny	
Zü	Anga - Sché	Hercúmani	
Geber	Schipo - pé,	Mam - éter pé	
Ein Kopf - Schmuck, aus Arara + Ge - dern gewebt.	Patane - pé nima Gué patschina		
Gewebt	Nima		
Warm	Per - iton	Ualip - hom	
Rechte	Thon	Tschitá - ne	
Rauhfabek	Bok - ké	Aptschin	
Braunwein	Ohanité	Uanitim	
Bogen zum Schießen	Merindé, Omerine	Oksoy,	
Pfeil	Ap - hon, Aptum	Pahn	
Biß von einem Hunde	D'Johára mu - rughi	Urup - tóne	
Es taugt nichts	Ponneká	Tore - ká	
Ich bin satt	M'taher - ké	Tarcu - ká	
Dies ist schön	Perjma - tti	Mam - ba - te	
Wo gehst du hin?	Nawéti - mopá	Nem uá - móu	
Wo kommst du her?	Nohiti - nem	Huá - nem	

Es bedeuten in den Sprachen	der Corotob	Corepos	Paris, nach Deutschem Dts.
Las uns zum Trinken gehen!	Weru pompá		
Es ist gut	Tataring-gahé		
Bist du verheirathet?	Nhoyatipá	Hereya	
Gest du ein Knabe?	Nho - ya - ya - tipa		
Ich will kaufen	M'ké ma - mayá		
Ich will verkaufen	Mapú-merim	Mam - Wen - dér	
Heute	Fahin - Pu - cheta	Hohra	
Gestern	Teschári	Kaya	
Vorgestern	Andjó-Tschá - ri	Kayan d'jó	
Morgen	Herinante	Herinante	
Übermorgen	Hinno heri - nante	Nó herinante	
Urt		Kfuing	
Messer		Tschitschaya	
Schlaf, Nig	Pita		
Topf	Popong		
Das Horn blasen	Tschapá - pui		
Abgeschnitten Haar	Gramé		
Die Klapper (wornach sie tanzen)	Gringkrina		
Federfutteral	Po - pé, Mópé		
Feuerzeug	Motine.		

Nach Vergleichungen mehrerer Americanischen Sprachen von J. G. Vater, in seinen Untersuchungen über America's Bevölkerung, der viele Proben liefert, so stimmen keine von den Wörtern mit diesen überein, welche die nämliche Bedeutung hätten. Die Ähnlichkeiten, die sich mit ~~anderen~~ Sprachen finden, z. B. daß der Coropo, so wie der Deutsche, Ja, sagt, daß Maché der Coroatos beinahe wie das Französische Manger klingt, oder Nhé wie Nez (Nase), sind wohl bloße Zufälligkeiten.

Außerdem finden gewiß viele Irrungen, die nicht zu vermeiden sind, bei dem Aufschreiben der Worte Stait; besonders ist gewiß oft das qui pro quo genommen; denn wer steht mir dafür, als ich frage, wie heißt das Wort Frucht, und, um mich verständlich zu machen, auf irgend eine Frucht zeigte, ob Boarké oder Memmptá der wirklich allgemeine Name für Frucht ist, oder der speciellere, worauf ich zufälligerweise hinwies; wer gibt mir Gewißheit, ob Ambó oder Mai-man Baum bezeichnet, oder ob es der speciellerer derer war, worauf ich zeigte, und so vieler anderer Worte mehr. Solche Irrungen sind gewiß auch bei anderen Reisebeschreibern entstanden, welche Sprachproben Americanischer Völker geliefert haben. Nur ein langer Aufenthalt unter diesen Völkern, so daß man sich ihre Sprache ganz eigen macht, kann in diesem Puncte mehr Gewißheit und größeren Nutzen schaffen.

Zehntes Capitel.

Zägliche und stündliche Barometer - Beobachtungen
in St. João Baptista.

Auf meinen Reisen führe ich immer ein sehr gutes, Englisches Reise-Barometer bei mir, dessen mittlerer Stand in Rio de Janeiro 20 Fuß über dem Spiegel der hohen See, ich in Zeit von anderthalb Jahren 30°275 fand; und wornach ich alle meine Höhen - Berechnungen mache. Ein Thermometer von dem berühmten Künstler Haas in Lissabon, mit Fahrenheit'scher Raumur'scher und einer Corrections - Scale, ist ebenfalls vollkommen, und ein Deluc'sches Hygrometer, von demselben Meister, entspricht ganz dem, was man von diesem unvollkommenen Instrumente erwarten kann.

Da ich das Barometer nur in der Absicht bei mir führe, um Höhenmessungen damit anzustellen, auch auf Reisen wenig Zeit übrig bleibt, genaue meteorologische

Beobachtungen zu machen, so kam mir in diesem Be-
trachte hier theils das schlechte Wetter, theils die übeln
Wege, die fast nicht gestatteten, das Haus zu verlassen,
zu Statten, um meine Aufmerksamkeit mehr auf diese
Instrumente zu richten. Die Lage meiner Wohnung
war niedrig und fälsig, theils von ließenden, theils
stehenden Wassern umgeben, und die Fenster hatten ihre
Richtung nach Norden. Anfänglich machte ich nur zwei
Beobachtungen täglich, Morgens 9 Uhr, und Nachmit-
tags 3 Uhr; da ich aber nach Verlauf von einigen Ta-
gen eine regelmäßige Veränderung des Quecksilbers im
Barometer fand, und zwar Nachmittags immer um
einige Tausendtheile eines Zolls niedriger als Vormit-
tags, so wiederholte ich meine Beobachtungen stünd-
lich; da ich jedoch die Beobachtungen allein mache, war
es kein Wunder, wenn mir des Nachts zuweilen meh-
rere Stunden entwischen; doch bin ich aber überzeugt,
dass die Resultate aller Beobachtungen zusammenge-
nommen richtig sind.

In der folgenden Tabelle habe ich nur die Verän-
derungen des Barometers angemerk't, und die übrigen
Beobachtungen weggelassen.

(Siehe beifolgende Tabelle.)

Nro. I.

Ummerungen.

Spurort und Richt.	Stunden ber. Wär.	Fahr. fahrs. Schein. strom.	Druck- fahrs. strom.	Rind. Barometer.	Atmosphäre.	Witterung.
Subauer.	9	Mr. Mr.	77	68	Mr. AB.	29,112
—	3	Mr. Mr.	76	66	—	29,106
2.	9	Mr. Mr.	77	66	Mr. Stoffen.	29,080
3.	9	Mr. Mr.	79	61	Mr. Sonnenstr.	—
3.	9	Mr. Mr.	75	66	—	0,006
3.	9	Mr. Mr.	82	58	—	—
4.	9	Mr. Mr.	80	73	—	0,042
4.	9	Mr. Mr.	77	73	Trübe u. Regen.	29,100
5.	9	Mr. Mr.	74	78	Mr. Mr. u. Gewitt.	29,094
6.	9	Mr. Mr.	78	72	Abw. Mr. Gewitt.	—
6.	9	Mr. Mr.	74	80	○ wen. Woff.	29,070
7.	9	Mr. Mr.	76	76	○ wen. Gewitt.	29,076
7.	9	Mr. Mr.	78	78	○ wen. Gewitt.	29,016
8.	9	Mr. Mr.	70	66	○ wen. Gewitt.	29,064
8.	9	Mr. Mr.	69	81	○ wen. Gewitt.	29,050
9.	9	Mr. Mr.	73	80	○ wen. Gewitt.	29,120
9.	9	Mr. Mr.	72	82	○ wen. Gewitt.	29,100
9.	9	Mr. Mr.	70	83	○ wen. Gewitt.	29,094
10.	9	Mr. Mr.	69	84	○ wen. Gewitt.	29,096
11.	9	Mr. Mr.	74	81	○ wen. Gewitt.	29,088
11.	9	Mr. Mr.	74	79	○ wen. Gewitt.	29,100
11.	9	Mr. Mr.	74	65	○ wen. Gewitt.	29,100
12.	9	Mr. Mr.	73	73	○ wen. Gewitt.	29,124
12.	9	Mr. Mr.	73	67	○ wen. Gewitt.	29,130
13.	9	Mr. Mr.	73	78	○ wen. Gewitt.	29,100
13.	9	Mr. Mr.	73	79	○ wen. Gewitt.	—
14.	9	Mr. Mr.	74	70	○ wen. Gewitt.	29,112
14.	9	Mr. Mr.	74	66	○ wen. Gewitt.	29,100
15.	9	Mr. Mr.	72	66	○ wen. Gewitt.	29,040
15.	9	Mr. Mr.	70	—	○ wen. Gewitt.	29,046
16.	9	Mr. Mr.	74	69	○ wen. Gewitt.	29,040
16.	9	Mr. Mr.	77	69	○ wen. Gewitt.	29,060
17.	9	Mr. Mr.	74	79	○ wen. Gewitt.	28,960
17.	9	Mr. Mr.	76	68	○ wen. Gewitt.	28,970
17.	9	Mr. Mr.	79	66	○ wen. Gewitt.	28,975
17.	9	Mr. Mr.	—	—	○ wen. Gewitt.	28,984
17.	9	Mr. Mr.	74	76	○ wen. Gewitt.	28,970
17.	9	Mr. Mr.	75	75	○ wen. Gewitt.	28,968
17.	9	Mr. Mr.	73	82	○ wen. Gewitt.	29,010

Nro. II.

Monat und Tage.	Stunden der Uhr.	Fahr. Therm.	Deut- liches Hyg- rometer.	Wind.	Barometer.	Atmosphäre.	Anmerkungen.
Januar.							
18.	9 M.	75	71	N.	29,050	○ mit Wolken.	Steigende Differ. d. Barom. 0,040
—	3 N. M.	80	61	—	29,006	—	Fallende — 0,04
—	9 U.	75	80	—	29,080	Regen.	Steigende — 0,074
19.	9 M.	76	72	N. W.	29,080	○ mit Wolken.	Unverändert
—	3 N. M.	83	58	N.	29,044	○ wenig Wolken.	Fallende Differ. d. Barom. 0,036
—	9 U.	75	80	—	29,034	○ Sternhell wenig Woll.	0,010 (Ausnahme v. d. Reg.)
20.	9 M.	—	—	—	29,086	○ wenig Wolken.	Steigende — 0,052
—	4 N. M.	81	63	—	29,060	—	Fallende — 0,026
21.	9 M.	76	65	—	29,080	—	Steigende — 0,020
—	3 N. M.	82	66	—	29,040	—	Fallende — 0,040
—	9 U.	71	75	—	29,050	○ Sternhell.	Steigende — 0,010
22.	1-5 N.	—	—	—	29,060	—	— 0,010 (Ausnahme v. d. Reg.)
—	9 M.	77	68	—	29,010	Abw. ○	0,050
—	3-5 N. M.	85	51	—	29,056	○	0,054
—	9-10 U.	75	73	—	29,070	○ Sternhell.	Steigende — 0,014
23.	2-3½ N.	—	—	—	29,078	—	0,008 (Ausnahme v. d. Reg.)
—	9 M.	78	60	—	29,130	○	0,052
—	3½ N. M.	84	55	—	29,080	—	0,050
—	9 U.	74	—	—	29,090	○ Sternhell.	Steigende — 0,010
						Hier fehlen einige Tage der Beobachtungen, in welchen ich abwesend war.	
29.	9 M.	76	66	N. O.	29,166	○ mit Wolken.	Fallende Differ. d. Barom. 0,050
—	3½ N. M.	82	52	—	29,116	—	Unveränd. 18 Stund. lang.
—	9 U.	73	65	—	29,116	○ Sternhell.	Fallende Differ. d. Barom. 0,060
30.	9 M.	—	—	—	29,116	—	0,026 (Ausnahme v. d. Reg.)
—	3½ N. M.	86	50	N.	29,056	○ wenig Wolken.	Steigende — 0,070
—	9 U.	77	66	—	29,030	○ Sternhell.	Fallende — 0,010
31.	8-9 M.	75	67	N. O.	29,100	○	Steigende — 0,045
—	4 N. M.	84	55	—	29,070	— wenig Wolken.	Fallende — 0,008
—	10 U.	78	68	—	29,114	○ Sternhell.	Steigende — 0,074
Februar.							
1.	3½ N.	73	68	—	29,106	—	Fallende — 0,020
—	9 M.	75	65	N. O.	29,180	○	Steigende — 0,026
—	3½ N. M.	83	53	—	29,160	—	Fallende — 0,014 (Ausnahme v. d. Reg.)
—	9 U.	72	69	—	29,146	○ Sternhell.	Steigende — 0,014 Unveränd. 24 Stund.
2.	9 M.	75	65	N.	29,160	○ wenig Wolken.	Fallende — 0,026
3.	9 U.	74	63	—	29,086	—	Steigende — 0,082
—	1-5 N. M.	86	52	—	29,004	○ Sternhell.	Fallende — 0,004 (Ausnahme v. d. Reg.)
—	9 M.	75	65	—	29,000	○ wenig Wolken.	Steigende — 0,052
4.	9-10 M.	80	64	—	29,052	—	Fallende — 0,052
—	1-4 N. M.	87	55	—	29,000	○ Sternhell.	Unverändert.
—	9 U.	78	66	—	29,000	○	Steigende Differ. d. Barom. 0,070
5.	8-9 M.	82	55	—	29,070	—	Fallende — 0,064
—	1-4 N. M.	87	52	—	29,006	○ Sternhell.	Unverändert.
—	9-10 U.	77	67	—	29,006	○ Sternhell.	Steigende — 0,014
6.	7-10 M.	82	55	—	29,120	—	Fallende Differ. d. Barom. 0,070
—	1-5 N. M.	88	48	—	29,050	— wenig Wolken.	Steigende — 0,098
7.	8 M.	75	70	—	29,152	—	Fallende — 0,046
—	2-4 N. M.	86	51	—	29,106	—	Steigende — 0,014
—	9 U.	—	—	—	29,140	○ Sternhell.	
						Hiermit schließen sich meine Beobachtungen	

Es erhellte aus dieser Tabelle, daß im Allgemeinen ein zwar ungleichförmiges, aber beständiges, regelmäßiges Steigen und Fallen des Barometers, folglich eine Art Ebbe und Fluth in der Atmosphäre statt fand, deren Abwechselungen drei Hauptperioden ausmachten. Des Morgens 9 Uhr trat immer die höchste Fluth ein, Nachmittags drei Uhr die niedrigste Ebbe, Abends 9 Uhr wieder Fluth, aber ungleich, einmal höher, das andere Mal niedriger als des Morgens; und des Nachts, außer einigen Ausnahmen, war gewöhnlich Stillstand.

Als Ausnahmen muß man wohl annehmen: den gänzlichen Stillstand der Atmosphäre vom 8. bis 9. Januar, den vom 12. bis 13., vom 29. bis 30., und den vom 2. bis 3. Februar; ferner, die fallende Differenz am 15. Januar Abends, welche hätte steigend seyn müssen, die am 19. Abends, 22. und 23. des Nachts, welche hätten fallend seyn müssen; ferner, die am 30., 1. und 3. Februar, zu derselben Zeit, welche hätten steigend seyn müssen.

Die Veränderungen, oder der Uebergang von Ebbe zur Fluth, und umgekehrt, giengen immer schnell vor sich, und dauerten gewöhnlich nur eine halbe Stunde; es unterscheiden sich also diese von denen von Humboldtschen, in Guanana beobachteten, daß erstlich hier drei, dort vier regelmäßige Veränderungen statt fanden, daß hier das Quecksilber bis zur nächsten Ebbe oder Fluth sich in vollkommener Ruhe verhielt, dort aber immer in beständiger Bewegung, entweder steigend oder fallend war. Ausnahmen von dieser Regel fand ich

nur am 22. Januar des Nachts, wo es vier Stunden lang in steigender, und Nachmittags zwei Stunden in fallender Bewegung war, so wie des Abends wieder eine Stunde in steigender; ferner wieder des Nachts am 23. Januar, wo es anderthalb Stunden in steigender, am 31., wo es ebenfalls eine Stunde in steigender, und am 3. Februar des Nachts, wo es vier Stunden in fallender Bewegung zubrachte. Ueberhaupt fand ich von diesem Tage an, bis zu Ende meiner Beobachtungen, daß die Uebergänge etwas langsam vorgingen, und etwas später als neun und später als drei Uhr aufhörten. Fortgesetzte Beobachtungen würden hierüber mehr Licht verbreiten, und ich hoffe, diese in Zukunft noch anstellen zu können. Es würde eine eigene Erscheinung seyn, wenn sich diese atmosphärischen Ebben und Fluthen immer mehr verspäteten — freilich müßte es nach anderen Gesetzen geschehen, wie bei den Ebben und Fluthen des Meerwassers — und dann in gewisser Zeit wieder zur nämlichen Stunde eintreffen! — Die Vermuthungen v. Humbold's, daß nur die Sonne auf diesen Gang Einfluß habe, würde dann sehr in Zweifel gezogen werden müssen, obgleich jetzt noch meine Beobachtungen, besonders die nächtliche Ruhe im der Atmosphäre, v. Humbold's Vermuthungen bestärken.

Die höchste atmosphärische Fluth war am 7. Februar und zwar um 0",098 höher, als die Ebbe; die niedrigste Fluth mehrmals um 0",006 höher. Die niedrigste Ebbe war am 3. Februar um 0",082 niedriger als die Fluth, und die geringste Ebbe nur um 0",003

niedriger. Es sieht dieses also eine Erhöhung und Erniedrigung in der Atmosphäre einmal von 88 Fuß, das anderemal von 70 Fuß voraus, oder eine Mittelzahl von beiden = 79 Fuß. Lamanon fand dieses mittlere Maximum und Minimum 100 Fuß, und zwar nach Beobachtungen zwischen dem 1. Grad nördlicher, und dem 1. Grade südlicher Breite.

Die Variation des Barometerstandes weicht auch hier sehr wenig ab, und beträgt nach obiger Tabelle nur 0",305, indem der höchste Stand derselben 29",180 am 1. Februar, und der niedrigste 28",875 am 16. Januar war. Der mittlere Barometerstand aus allen diesen Beobachtungen zusammengenommen beträgt 29",099, welches nach einer mittleren Temperatur des Thermometers, von $76\frac{1}{2}$ Grad Fahr. eine Erhöhung über der Meeressfläche von 1076 Fuß giebt.

Der höchste Stand des Thermometers war 88° am 6. Februar, der niedrigste 69° und zwar am 8. und 10. Januar.

Am 23. Januar erhitzte sich ein, um den Kolben des Thermometers gelegtes, Bleiblättchen 140° in der Sonne, und ohne dasselbe stand das Quecksilber 135° .

Die größte Trockenheit war am 29. Januar; das Hygrometer zeigte 45° ; die größte Feuchtigkeit war 84° am 10. Januar, und die mittlere für alle Beobachtungen beträgt 66° .

Einige Erklärungen der Buchstaben in der
beiliegenden Tabelle.

ſt bei den Winden soll starker Wind bedeuten. —
Abw. Sonnensch. „abwechselnd Sonnenschein.“ ◎ „Zeichen für Sonnenschein.“ — Wen. Wolk. „wenige Wolken.“ — Der H. bew. „der Himmel bewölkt.“ ◎ mit W. „Sonne mit Wolken.“ — Sternh. w. W. „Sternhell, wenig Wolken.“ — ◎ w. W. „Sonne mit wenigen Wolken.“

III.

Tagebuch auf der Reise zu den Coroatos-
Indiern, von G. W. Freireis, d. 22. Dec.
1814, als Nachtrag zu meinen Be-
merkungen.

Zwei Leguas von Villa Rica passirten wir am
Fuße der Stadt Mariana, die beträchtlich kleiner als
Villa Rica, aber wegen der Lage und Bauart schö-
ner ist. Sie ist der Sitz eines Bischofs, der einen ein-
förmigen Palast bewohnt.

Unmittelbar hinter Mariana siengen wir an die
Gebirgskette zu ersteigen, die man von Villa Rica aus
sieht, und deren höchster Punct der Itacolumi zu seyn
scheint.

Der Weg bergauf war außerordentlich schlecht, doch
stückweis gepflastert. Auf der Höhe dieser Bergstraße
hatten wir eine weitbegrenzte, aber nichts weniger als

schöne Aussicht. Tausende von Bergen und Hügeln, mit zwischen ihnen tief eingeschnittenen Thälen leiten zu der Idee einer weit neueren Entstehung dieses Erdtheils.

Einen ganz anderen Anblick gewähren die Küstenländer; und das Innere von Brasilien. Nach ersteren nahm man den Maßstab an, nach dem man in der Folge Brasilien im Allgemeinen beurtheilte. Man glaubte jene homogenen Gneisgebirge, die man von den Seeufern mit Urwäldern bekleidet sah; jene üppige Vegetation und die Schönheiten der Landschaften über ganz Brasilien verbreitet. Wer mit diesem Wahne eine Reise nach dem Inneren unternimmt, sieht sich eben nicht angenehm getäuscht.

Der Weg leitete uns nachgehends bergab, größtentheils zwischen undurchdringlichen Waldungen, dem Aufenthalte der Quilombolos *). Mehrere, an der Seite des Weges errichtete, hölzerne Kreuze zeugten von Mordthaten. Es herrscht nämlich hier die Sitte, an dem Orte, wo man einen Todten findet — die Art, wie er gestorben — macht keinen Unterschied, ein Kreuz zu errichten, damit die Vorübergehenden für seine arme Seele beten.

Wir sahen hier Cyathea arborea Wild. zu einer Höhe vom 25 — 30 Fuß sich erheben. Von Mariana

*) Quilombo nennt man den Ort, wo sich die entlaufenen Neger verbergen, und in großen Banden aufhalten, und diese nennt man aleßann Galimbolas.

bis Mainarbe sind drei Legoaas. Der Weg hatte sich in der Nähe von letzterem ungleich gebessert, aber über das Flüschen, das an der genannten Pflanzung hinauscht, führt eine Brücke, die den Reisenden in Zweifel setzt, ob es nicht besser sey, sogleich durch den Strom zu schwimmen, als mit dessen Brücke hinabzustürzen.

Wir fanden hier ein äußerst gemästliches Wirthshaus, hier zu Lande eine so seltene Erscheinung!

Den 23. Dezember gegen sieben Uhr Morgens setzten wir unsern Weg fort. Der erste Gegenstand, der unsere Aufmerksamkeit fesselte, war eine Unstalt, wo der Vater, bei dem wir übernachtet hatten, durch eine Menge Sklaven Gold waschen ließ. Ueberhaupt war die Gegend, durch die wir heute kamen, außerordentlich goldreich. An vielen Stellen trafen wir Neger mit Goldwaschen beschäftigt. Auch stießen wir von Stunde zu Stunde auf bedeutende Pflanzungen.

Wir trafen auf dem Wege nach S. Antônio, das vier Legoaas von Mainarbe entfernt ist, verschiedene große Leiche, den Aufenthalt der Riesenschlange, hier Sucuruiu genannt *). Sie nährt sich besonders von Nüssen und anderen kleinen Thieren; doch erzählt man auch Fälle, daß Ochsen und selbst Kinder von ihr

*) Dr. Freireis ist hier unrecht berichtet, oder irrt sich. Die Riesenschlange, oder Sucuruiu findet sich nicht in diesen Gegend, sondern weiter im Innern, besonders in den so häufigen Teichen und kleinen Landseen der Nachbarschaft des Rio de S. Francisco.

verschlungen worben sind. Die Haut dieser Schlange wird zu Kofferbeschlägen und Mantelsäcken gebraucht.

Auch hier empfand man überall den zerstörenden Frost des Monats Julius, und besonders hatten Baumwolle und Koffee gesitten. Aber auch wilden Pflanzen hatte die Kälte, und unter diesen besonders dem, das Faulthier nährenden Embaira pellata, geschadet. Diese Kälte, deren sich die ältesten Leute in den Gegenden, die ich bereiset, keine ähnliche erinnern, ist merkwürdig aufzuzeichnen. Es fror nämlich zu Anfang des Julius dieses Jahrs, nach der Versicherung von vielen glaubwürdigen Personen, während mehreren Nächten sündiges Eis auf stehendem Wasser. Viele, selbst wilzwachsende Pflanzen erstarben, und beinahe alles Zuckerrohr, Bananen, Baumwolle und Koffee gingen zu Grunde durch die Kälte.

Besonders merkwürdig ist es aber, daß in dem Cerato von Ubaetá die Fische in den Flüssen zu Tausenden starben, und daß einzelne Bewohner jener Gegenden 20 und mehrere Arroben (1 Arroba = 3 Pfund) solcher auf der Oberfläche des Wassers schwimmender Fische, in den wenigen Tagen, daß es fror, sammelten.

Die Kälte allein kann nicht als Ursache hiervon betrachtet werden. Auch da dieses Ereigniß nicht wissenschaftlich untersucht wurde, so wird es immer Hypothese seyn; unterdessen scheint mir folgende Behauptung noch die wahrscheinlichste. Es giebt bekanntlich verschiedene Pflanzen, deren sich die Brasilianischen Wilden bei

Fischfang bedienen, indem sie die Blätter derselben in's Wasser werfen, wovon die Fische betäubt, auf der Oberfläche des Wassers mit Händen gegriffen werden. Dergleichen Pflanzen standen an den Ufern, und wurden vom Froste entblättert, oder sanken selbst nieder; und daher kann man sich auch erklären, warum die Fische in größeren Flüssen, als dem Rio de S. Francisco nicht starben, obgleich es hier eben so stark fror, als in anderen Flüssen; hier hatten nämlich die herabsinkenden Blätter und Pflanzen nicht Kraft genug, die ganze Wassermasse betäubend zu machen.

Den 24. Dezember. Unser Weg führte auch heute an verschiedenen Pflanzungen vorbei, und ungeheuer große Maisfelder zeugten vom Wohlstande ihrer Besitzer. Goldwäschereien fanden wir jedoch keine.

Die Landschaft war öde und still; kaum daß ein kleiner Singvogel hier und da an der Seite des Weges die Stille unterbrach, oder daß ein hoch in der Luft kreisender Nasgeier an lebende Geschöpfe erinnerte. — Die Natur konnte kein nützlicheres Thier für heiße Länder schaffen. Mit dem ihrem Geschlechte eigenen, scharfen Geruche, rittern sie meilenweit Nas, und oft schon nach Verlauf von wenigen Stunden versammeln sie sich bei solchem in großer Anzahl, wenn man auch vorher in weitem Umfange nicht einen einzigen beobachtete. Mit der erstaunlichsten Gefrädigkeit verschlingen sie es, ehe die Lust davon verpestet wird.

Ein anderer Gegenstand, der unsere Aufmerksamkeit fesselte, waren die, von den weißen Ameisen, oder Ter-

miten (*Termes fatalis*) aufgeführten Erdhaufen, deren Gestalt kegelförmig, und deren Höhe von 4 bis 10 Fuß wir trafen, der Durchmesser von 2 bis 4 Fuß betrug. Man bedient sich dieser Erdhaufen auf dem Lande als Backofen, indem man ein beliebiges Loch, gewöhnlich zwei Fuß vom Boden, hinein macht; und in der That, man verschafft sich auf diese Art einen feuerfesten, aussdauernden Backofen. Seine Bewohner kommen gewöhnlich bei der ersten Hölle um, doch habe ich auch zuweilen nachher noch lebende darin angetroffen *).

Die Schlingpflanzen geben dem Brasilianer Stricke, jene Ameisen bauen ihm die Nester; die Bienen sind größtentheils ohne Stacheln, damit der nackte Wilde sich leichter ihres Honigs und Wachses bemächtigen kann.

Gegen 2 Uhr langten wir in St. Anna dos Ferros an. Der Fluss, an dem es liegt, ist ziemlich breit, jedoch, wie seine Landsleute fast alle, wegen Wasserfällen unschiffbar. — Dieser Urraval scheint ehemals ein Präsidium gegen die Wilden gewesen zu seyn; er zählt jetzt ungefähr 40 Feuerstellen.

*) Ich habe solcher Ameisenhaufen, die inwendig ganz mit einem feinen Zellengewebe ausgefüllt sind, von 16 Fuß Höhe, und 7 Fuß im Durchmesser, an anderen Orten gefunden. Die äußere, oft füßdicke Minde, die ebenfalls ganz durchdröhrt ist, giebt, mit Pferdemist gemengt, einen vortrefflichen, feuerfesten Mittel, und man bedient sich hier derselben häufig zum Backofenbau und zu Küchenherden; ich habe mich derselben auch zum Ausmieren der Formen bei'm Eisen-schnüren bedient, und ihn sehr gut gefunden.

In seiner Nähe streifen jenseits des Flusses, über den eine Brücke führt, die wilden Puris; unterdessen scheint es nicht, als ob diese den Pflanzern sehr gefährlich wären, indem man als etwas Außerordentliches erzählte, daß solche vor zwei Jahren einen Neger getötet hätten. Viele Zuneigung zeigten eben diese Bewohner nicht zu den Wilden, und als wir dem Commandanten des Orts im Laufe des Gesprächs sagten, daß man durch gute Behandlung an dem Rio Pomba, schon 500 Indianer von dem Stämme der Puris vereinigt, die sich daselbst niedergelassen, äußerte er den teuflischen Wunsch, daß man die Pocken unter sie bringen sollte, um sie mit einemmale aufzureißen.

Den 25. Dezember. Nachdem wir hier durch den Commandanten zwei Esel hatten requiriren lassen, da die unfrigen frank geworden, und man uns keine vermieten wollte, sahnen wir unseren Weg fort.

Unmittelbar, nachdem wir die große Brücke über den reißenden Strom, und einige Pflanzungen passirt hatten, sahen wir uns von allen Seiten durch undurchdringliche Waldbürgen eingeschlossen, die nur hier und da durch große Maisfelder und einzelne Pflanzungen unterbrochen wurden. — Obgleich die wilden Puris in allen diesen Wäldern dann und wann streifen, ist in dieser Hinsicht doch besonders ein äußerst dicker Urwald, den man auch ausschließlich Matta dos Puris nennt, merkwürdig. Dieser Wald ist ungefähr drei Leguas von Sta. Anna dos Ferros entfernt, und in ihm hausen mehrere Familien dieses Stammes.

Zwei Kreuze, nicht weit vom Eintritte in diesen schauerslichen Wald und in nicht großer Entfernung von einander, zeugen vom Morde zweier Neger, die hier während dem Sammeln der Baumwolle für ihren Herrn, von den Puris mit Pfeilen durchschossen wurden. Unterdessen schienen die Puris die Waffen der Portugiesen, und diese selbst weit mehr zu fürchten, als letztere die Indianer. Jene Gegenden, mit undurchdringlichen Waldungen, würden für lange noch den neuen Besitzern streitig gemacht werden, wenn die Wilden das wären, wie man sie schildert. Niemand würde jene Straßen bereisen können, die durch ihre Wälder führen, oder Hunderte von Kreuzen würden von Mordthaten zeugen müssen, wo man jetzt kaum zwei oder drei in mehreren Jahren zählt. Hier im Dickigt verborgen, können sie angesehen ihre Pfeile auf die Vorbeireisenden schleßen, ohne befürchten zu dürfen, daß man ihnen nachseht. Da helfen dem Reisenden keine Waffen, und in diesem Falle waren wir auch mit den Unstirigen. Das beste Mittel sind Hunde, die abgerichtet sind, die Wilden aufzusuchen, und vor der nahen Gefahr zu warnen; diese Thiere spielen die Hauptrollen, wenn die Portugiesen, was jetzt nur bei feindlichen Indianern, als den Puris und Botocudos geschieht, auf den Menschenfang ausgehen.

Da heute Christfeiertage waren, so begegneten wir vielen Pflanzern, die mit ihren Weibern, Kindern und Sclaven nach der Messe giengen. Diese Leute hatten nichts Anziehendes, und waren eher häßlich zu nennen;

denn Viele von ihnen hatten Kröpfe, was denn freilich der Behauptung mehrerer Gelehrten, daß Kröpfe vom Genusse des Schnees und Eiswassers entstehen, widerspricht *). Die Weiber waren fast Alle, nach dem Gebranche von Minas Geraes, zu Pferde, und zwar saßen sie wie die Männer, und nicht von der Seite im Sattel.

Um drei Uhr kamen wir in Sta. Rita, einem Orte an, der fünf Lagoas von Sta. Anna dos Ferros, und eine Lagoa von der Matta dos Puris, entfernt ist. Die wenigen Häuser daselbst waren alle mit Menschen angefüllt, die sich des Festes wegen versammelt hatten, so daß uns kein anderes Mittel übrig blieb, als nach dem Hause des Paters zu wandern, in der Hoffnung hier unterzukommen; wir mußten uns aber eine abschlägige Antwort gefallen lassen, und unseren Weg nach einer nahe liegenden Fazenda fortsetzen. Hier wurden wir zwar gastfreudlich aufgenommen, allein wir fanden die Nacht durch wenig Ruhe, da die zahlreichen Sclaven auf dem Hofe des Hauses das Christfest nach ihrer Art mit lärmenden Getöse und Gebrüll feierten.

Den 26. Dezember. Gegen sieben Uhr, nachdem wir abermals einen Esel hatten requiriren lassen, sahten

*) Es gibt viele Gegenden in Brasilien, die wegen der Kröpfe berüchtigt sind; ich führe davon in Minas Geraes nur die Gegenden von Pitangui, und in S. Paulo die Gegenden von Sorocaba an; selbst kleine Kinder haben daselbst schon Kröpfe.

wir unsern Weg fort, der uns, als wir ungefähr drei Legoas zurückgelegt hatten, über den Gipfel der Serra de St. Geraldo führte, welcher gegenüber sich die noch höhere Bergkette da Onça erhebt. Beide schließen einen niedrigen hügelichen Landstrich ein, in welchem das Presidium von S. Joaquim Baptista liegt, das wir gegen drei Uhr Nachmittags erreichten, und wo wir in dem Hause des General-Directors der Wilden, dem Capitán Marlier, eines Franzosen von Geburt, einkehrten.

Beim Eintritte in das Thal, worin das Presidium liegt, fanden wir große Strecken ganz mit Asclepias Curassavica bewachsen, die ihre seidenartige Saamenzwolle umsonst zum Gebrauche darbietet. Der Anbau dieser, auch schon von Anderen in dieser Hinsicht empfohlenen Pflanze, scheint mir sehr vortheilhaft für das südliche Europa, und mehrere Asiatische Provinzen Russlands.

Die Häuser des Presidiums sind von ärmlicher Bauart, und nirgends erblickt man Wohlstand. Die Bewohner selbst behelfen sich kümmerlich, während die Natur um sie her, mit der größten Freigebigkeit ihre Erzeugnisse darbietet. Doch diese Genügsamkeit aus Trägheit ist über ganz Brasilien verbreitet. Unserm Landmannen wird es unmöglich scheinen, wenn man ihm sagen wird, daß in einem Lande, wo ein günstiger Himmel einen immerwährenden Sommer schuf, wo kein Mißwachs dem Fleße droht *), und wo endlich die

*) Aus meiner obigen Abhandlung wird man sehen, daß der Kreis sich hier sehr irrt; denn alle Früchte Brasiliens

löstlichsten Früchte nur der Hand bedürfen, die sie pflanzt, und dann sich selbst überlassen, gedeihen; daß in einem solchen Lande der Bauer sich mit Nahrungsmitteln beschäftigt, die man bei uns sich scheuen würde, einem Bettler vorzusehen *). Gelenk besteht die tägliche Nahrung der Landleute aus mehr als einer Art schwarzer Bohnen, die in Wasser abgekocht werden, und mit denen sie ihr Maismehl vermischen. Um den Topf gelagert, der ein solches Mahl enthält, und sich weder der Messer noch Gabel bedienend, essen sie mit den Händen.

sind, so wie es in andern Ländern zu geschehen pflegt, dem Meißwachs ausgesetzt, und sie bedürfen nicht sowohl der Hände, um sie zu pflanzen, sondern bedürfen auch der Hände, um sie zu pflegen, und vielleicht mehr als in kälteren Klimaten; denn wegen der außerordentlich starken Vegetation nimmt bei Pflanzen das Unkraut leichter überhand, und den Bäumen ist das große Heer von Schmarotzer-Pflanzen gefährlich.

v. E.

*) Die Schätzung eines Nahrungsmittels, ob es gut oder schlecht ist, ist sehr relativ, und kommt auf die Gewohnheiten des Landes an. Z. B. wenn man dem Brasilianischen Landmann Westphälischen rohen Schinken mit Pumpenwickel versetze, so würde er dieses für ein Gericht der Menschenfresser Botecudos halten, und den Schinken, ungekocht, gewiß nicht einmal den Hunden vorwerfen; oder wenn man den nämlichen Landmann in die Gegend von Niedersachsen versetze, wo das tägliche Gericht Kartoffeln und sogenannte Klümpe oder Klötzchen (eine Mehlspeise) sind, er würde sich gewiß nach seinen schwarzen Bohnen sehnen, und so umgedreht. Räublich, sitzlich!

v. E.

v. Eßwege. Brasilien. I. Heft.

M

Die Bewohner haben alle ein fränkisches Aussehen doch keine Köpfe, aber mitunter sah man Physiognomien, die fürchterlich waren. Erstes mag von der Gegend, die niedrig und zwischen Bergen eingeschlossen ist, theils aber auch vom Trinkwasser, das sehr schlecht ist, herrühren. Schwärme von Mosquitos stellten sich gegen Abend ein.

Oft wirkt die Natur auf den Menschen und leistet ihn, ohne daß er auf ihre ihm mögliche Einrichtung gleich aufmerksam wird, und noch öfterer beschwert er sich über Erzeugnisse, ohne über den Nutzen nachzudenken. Viele Scharen von Mosquitos, die an wasserreichen, niedrigen Gegenden den Menschen überfallen, sind nicht, oder ungleich weniger, in gesunderen, höheren Regionen. Sollte es nicht ein Wink, erstere zu fliehen und letztere zu suchen, selbst dem rohen Naturmenschen seyn? — Unangenehm, ich muß es gestehen, sind dem Wanderer in Brasilien die kalten Mächte; aber zwingt ihn nicht die Natur, da, wo der Mensch noch nicht an geselliges Leben gewöhnt ist, und ihm das schützende Haus fehlt, sich Feuer zu unterhalten, und erreicht er hier nicht zugleich den Zweck, sich gegen reißende Thiere zu schützen?

Wir sehen uns jetzt mitten unter den Brasilianischen Wilden, die näher kennen zu lernen, der Hauptzweck unserer Reise war, und von denen wir umständlicher reden] werden.

Die Urbewohner Brasiliens verdienen die ungewöhnlichste Aufmerksamkeit des beobachtenden Reisenden;

auch ohne sich in die Streitfrage einzulassen, woher America bevölkert worden sey. Allein große Hindernisse standen von jeher dem Unternehmten, diese Wilden in der Nähe zu beobachten, im Wege, und dieses ist denn auch die Ursache, daß selbst Marggraf uns in dieser Hinsicht wenig Gewißheit hinterließ. Nach ihm scheiterte die Hoffnung ganz, welche zu erhalten, da die Politik dem Fremden für Jahrhunderte ein Land verschloß, in dem er sich hätte Kenntnisse sammeln können. Unterdessen hatte die Wichtigkeit dieses Landes allgemeine Neugierde erregt; und kamen ja dann und wann Nachrichten von ihm zu uns, so wurden diese, ungeachtet des Zweifels, dem Feder sie unterwerfen mußte, doch als wahr in der Folge aufgestellt, da es nicht möglich war, sich durch Vergleichungen vom Gegenthile zu überzeugen.

Noch jetzt glaubt man fast allgemein, daß Brasilien von kupferfarbenen Menschen, die ohne Ausnahme Menschenfresser sind, bewohnt werde. Allein Ersteres ist grundsätzlich, indem die Farbe der Indianer, die gelbbraune, auch nicht die mindste Ursache giebt, sie kupferartig zu nennen. Auch die Behauptung vom Menschenfressen ist sehr beschränkt, indem nur die Botocudos, und ein Stamm in der Capitania von St. Paulo, wirkliche Anthropophagen sind.

So vielerlei auch der Stämme sind, und so verschieden die Sprachen derselben scheinen, so findet man doch, daß diese Sprachen in ihrer Grundlage oft mehr oder weniger übereinstimmend sind. Noch weit weniger

Aabweichung herrscht in der Gestalt, der Lebensart und den Gebräuchen aller dieser Stämme. Nur der erwachsene Botocudo weicht durch die durchbohrten Lippen, und die bis auf die Schultern herabgezogene Ohrlappe, durch die er ebenfalls Hölzer steckt, ab.

Alle diese Stämme sind Nomaden, die, da sie keine Viehzucht haben, sich von der Jagd, Wurzeln und wilden Früchten nähren, und sich damit hinlänglichen Unterhalt verschaffen. Die Jagd beschäftigt den Mann; der Fischfang, das Sammeln der Wurzeln und Früchte, das Weib. Ein günstiges Klima erfordert vom genügsamen Wilden wenig Mühe für seine Erhaltung; und wohl daher röhrt die außerordentliche Trägheit, die den Brasilianer auszeichnet.

Ein zweiter, auffallender Zug dieser Wilden, ist die wahre Seelen-Starrsucht, die sie zeigen, und wodurch sie sich von vielen andern wilden Nationen auszeichnen; sie bewundern nichts, sie scheinen weder Freude noch Traurigkeit zu empfinden. Traurig nur, daß sie es ist, die gerade der Civilisation derselben am meisten im Wege steht.

Wo Völker frei vom Hange zur Veränderung sind, sey es aus Ansichten auch noch so verschieden, da näher man die Hoffnung nicht, solche schnell zu gewinnen. Tausend Beispiele aus der Vorzeit hätten den Corsischen Weltstürmer, wenn er auch nicht gänzlich mit dem Charakter der Russen unbekannt war, überzeugen können, daß sein Versprechen, die Leibeigenschaft zu ver-

nichten, verspottet werden würde, und er hätte nicht die Gewissheit mit dem Verluste der ganzen Majestät erkaufst. Alle Versuche der Portugiesen, die Urbewohner Brasiliens ganz zu gewinnen, sind bis jetzt vorzüglich aus obigem Grunde vereitelt.

Die Brasilianer sind meistens mittlerer Statur; die Farbe derselben ist gelbbraun, die geraden, harten Haare, pechschwarz. Ihr Wuchs ist nicht vorzüglich, der Kopf gewöhnlich dick, die Beine dünn. Man nennt sie bartlos, weil sie sich die Haare ausreißen *). Dieses Verfahren muß, da es von Generation zu Generation fortschreitet, Einfluß bekommen, und in der That haben Indier, die als Kinder unter die Portugiesen kommen, und sich die Haare nicht ausraufen, nur wenige am Kinn und den übrigen Stellen des Leibes.

Der freie Wilde, der mit den Portugiesen im Kriege lebt, geht gänzlich nackt. Einige Stämme ziehen die Vorhaut über die Eichel, und binden sie hier zusammen. Als Ursache geben sie an, kleinen Insecten, die hier einkriechen könnten, den Zutritt zu wehren.

Die Weiber haben selten mehr als vier Kinder, und nachdem sie geboren haben, eilen sie nach dem nächsten Flusse oder Bach, um sich und das Kind zu waschen. Sonderbar, daß die Behauptung, der Mann lege sich frankstellend alsdann in's Netz, hier allgemein bestätigt wird.

*) Man sehe darüber nach, was ich oben angeführt habe.
v. G.

Es ist bekannt, daß die Wilden sehr gute Bogenschützen sind; schon von der frühesten Kindheit an üben sie sich hierinnen; und sie sollen es denn auch so weit bringen, daß sie Pfeile in die Luft schießen, die im Fossetten denjenigen Gegenstand treffen, den der Wilde bezeichnet hat, oder das Thier, den Vogel u. s. w., den er erlegen will.

Man nennt den Wilden hinterlistig, tückisch, falsch und nimmt zum Grunde dieser Behauptung, daß er seinen Feind aus dem Hinterhalte morde. Allein man nehme hier darauf Rücksicht, daß diese Wilden stets Wälder bewohnen; und daß dieser Aufenthalt eine eigene Kriegsart nöthig macht, ist nicht zu läugnen. Dort sucht der Brasilianer den Feind auf, allein die Erfahrung lehrt ihn Vorsicht; er schleicht durch tausend Umwege in den Waldungen herum, bis sein scharfes Auge den Gegner sieht, doch er nun freilich nicht zum Zweikampfe auffordert, sondern den sichern Pfeil auf ihn abdrückt. Aber oft wird er eher vom Feinde gesehen, und er fällt, ohne zu wissen, woher.

Ich komme nun ausschließlich darauf, von den Stämmen zu reden, die der Gegenstand unserer Reise waren.

* * *

Die Coroatos. *

Obgleich sie schon seit 50 Jahren mit den Portugiesen verreundet sind, so bezeigen sie doch nicht die mindeste Zuneigung gegen Letztere, sondern es herrscht

vielmehr ein unauslöschlicher Haß, durch die üble Behandlung, die man sie oft empfunden ließ, veranlaßt. Man täuschte auf alle nur mögliche Art diese Natursmenschen, und bediente sich ihrer selbst als Sclaven, was doch so früh von Portugal aus war verboten worden. Noch jetzt leben hier mehrere Indier, die Sclaven waren.

Den 29. Dezember. Wir besuchten hier eine so genannte Aldea der Coroatos. Alle diese Aldeas sind im Walde, und zu ihnen leitet ein schmaler Fußpfad, auf dem der nackte Wilde, von kleiner Statur, geschwind forschtet, wo es aber jedem Anderen Mühe kostet, ihm nachzukommen. Wir hatten uns vorgenommen, einen solchen Siz der Indier, s. Legoas vom Presidio zu besuchen, mußten aber unseren Weg weiter fortsetzen, da diese Leute, aus Mangel an Nahrungsmitteln, ausgewandert waren, und in entfernteren Gegenden sich mit der Jagd beschäftigten.

Die verlassene Hütte war nicht von den schlechten, mit Stroh bedeckten, Hütten der Brasilianer verschieden. Unser Weg führte durch dicken Urwald, und nachdem wir ungefähr eine halbe Stunde in demselben möchten fortgeritten seyn, begegneten wir einem Trupp Indier, die von der Jagd zurückkehrten. Sie waren mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, die Weiber aber mit dem Ertrage der Jagd beladen, der im Fleische von wilden Schweinen, lebendigen jungen Uffen und Papagaien bestand.

Außer einer Bekleidung der Schamtheile gingen diese Leute nackend. Ihr Neugeres war nicht empfehlend, sie waren eher klein als mittelmäßig von Statur; das Haar hing ihnen wild um den Kopf. Die Backenknöchen vorspringend; das Auge schwarz, aber nicht groß. Wir folgten ihnen, nachdem wir ihnen einen Ussen abgekauft hatten, nach ihrer Audea. Unsere Mausthiere müsten wir bald zurücklassen, denn der Weg war so enge, daß kaum ein Mensch sich durchwinden konnte, dabei aber obgleich von beträchtlicher Länge, so gerade, als ob die Wilden bei der Eröffnung den Compas gebraucht hätten.

Unsere Führer, die doch wohl von der Jagd ermüdet waren, wanden sich so geschmeidig durch das Dickicht, daß wir ihnen kaum folgen konnten. Endlich sahen wir mitten im Walde sich ein Maisfeld erheben, und darinnen versteckt mehrere zeltartige Strohhütten, die Wohnstellen der Wilden. Keine Spur von Geschmack setzt hier in die Augen. Inwendig war ein kleiner Raum, in dem verschiedene Holzfeuer brannten, und Rehe zum Schlafen ausgespannt waren. In diesen liegend und sich schaukend, empfingen uns nach ihrem Gebrauche die Wilden, die uns nachher einer nach dem andern verließen, ohne die mindeste Aufmerksamkeit zu verrathen. Nur der Familien-Vater blieb, und zeigte uns die Hütten seiner Söhne, die in demselben Maisfelde lagen, und sämmtlich mit Palmblättern bedeckt waren. Ihre Bogen und Pfeile, einige irdene Löffel, geslochte Körbe und Rehe zum Schlafen machten das ganze Hausgeräthe aus.

Man findet bei ihnen immer mehr oder weniger Hausthiere, besonders Hunde, deren sie sich aber nicht zur Jagd bedienen; Affen, Papagaien, junge wilde Schweine, und mehrere Arten von Penelope, die sehr zahm werden.

Sie halten keine bestimmten Mahlzeiten, sondern essen, so oft es sie hungert, oft selbst mehrmalen während der Nacht.

Ihr Feuer zünden sie durch Reibung zweier Hölzer an, allein nur in dem Falle, wenn das Feuer, welches sie mit sich tragen, erloschen ist. Ohne letzteres schlafen sie nie, sie mögen in ihren Hütten oder auf der Jagd seyn; an den Seiten ihres Necks unterhalten sie es beständig, und ihr Schlaf ist daher sehr unterbrochen.

Außer den geslochtenen Kneiselörben, welche die Weiber auf den Jagden mit Proviant und erlegtem Wilde tragen müssen, und die wenig Spuren von Kunst versrathen, haben sie andere, oft niedlich geslochte, in ihren Hütten, zum Aufbewahren von Früchten. Mehrere fand ich, die die größte Ähnlichkeit in Form und Fleichen mit denen der Südsee-Insulaner hatten.

Bei allen, auf niederen Stufen der Cultur stehenden Völkern ist das Weib mehr oder weniger Sclavin. Auf ihr ruhen alle Geschäfte der Haushaltung bei'm Coroaten, sie ist das Lastthier, das er von der Jagd heimkehrend, mit dem erlegten Wilde und den gesammelten Früchten, oft bis zum Niedersinken bepackt. In

der Hütte muß sie das Essen bereiten, Holz zum Feuer herbeiholen, und ihr Mann ist gefällig, wenn er das neben seinem Nege brennende Feuer, bei dem gekocht wird, von Zeit zu Zeit zusammenlegt.

Auf den Tagben, besonders wenn solche nicht ergiebig sind, nähren sie sich mit vielerlei Waldfrüchten, aber auch außerdem sammeln sie einige derselben in Vorrath. Hierher gehört besonders die des Topfbau-mes (*Lecythis ollaria*. Wild.). Beim Sammeln der Letzteren sehen sie es gerne, wenn der Baum Schlings-pflanzen an sich hat, die ihnen das Ersteigen erleichtern.

Die Männer öffnen sich auf den Unterarmen verschiedene tiefe Wunden, in der Absicht, mehr Sicherheit beim Gebrauch des Bogens zu erhalten, und versichern, daß ohne diesen Gebrauch der Arm zittere.

Die Weiber sind keine geübten Bogenschützen, und machen selten auf andere Thiere, als auf Vogel Tagb. Allein sie sind sehr schnell, was die dünnen Beine, die sie von Kindheit an durch Zusammenschnüren erzwingen, befürden mögen.

Beide Geschlechter tätuirten sich, und zwar so, daß sie die Haut fest zusammendrücken, und dann einen gesärbten Faden, vermittelst einer Nadel durchziehen. Die tätuirten Zeichen aber, da sie in früher Jugend solche zu machen pflegen, verwachsen wahrscheinlich, und ver-rathen wenig Kunst *).

*) Das Tätuiren vermittelst durchgezogener, gesärbter Fäden verwirkt sich nie, und wahrscheinlich nahm Herr Freireich die Malerei mit Pflanzensäften auch für Tätuiren.

Vor ihrer Bekanntschaft mit den Portugiesen, kannten diese Naturmenschen nur einen bösen Gott, den sie im Donner fürchteten, aber weiter sich nicht um ihn bekümmerten. Jedoch hatten sie eine Art Zauberer, die sie vor dem Beginnen eines jedesmaligen Krieges um Rath fragten. Diese gaben alsdann vor, mit Geistern sprechen zu wollen, durchirrten während der Nacht den Wald, und theilten am folgenden Morgen ihre Drakelsprüche mit *).

Sie glauben auch an eine Fortdauer der Seele nach dem Tode, und sie bilden sich ein, daß jeder dasjenige in jener Welt wiederfände, worauf er hiernieden Werth legte, und daß die bösen Menschen nach ihrem Tode die Wälder durchstreifen müßten. Auch die Seele verjenigen finde keine Ruhe, die man nicht in ihren Hütten, sondern an andern Stellen nach dem Tode begrabe. Da sie nun aber fast immer, wenn der Todte das Haupt der Familie war, den bisherigen Wohnplatz verlassen, und einen anderen auffinden, so hindert dieses sehr die Absicht, sie an feste Wohnplätze zu gewöhnen.

Wenn ein solcher Familienvater stirbt, zerbrechen sie ihm Arme und Beine, und stecken ihn in einen großen Topf, Popo oder Popong genannt, mit dem sie

* Dieser Gebrauch herrscht noch heut zu Tage, und man sehe darüber meine obige, genauere Beschreibung nach.

ihn in der Mitte der Hütte verscharrten, auch die Waffen, die er im Leben gebrauchte, fügen sie hinzu.

Sie stecken die Hütte nachher in Brand, und ziehen weiter; kommen sie in der Folge auf ihren Jagden abermals in die Gegend, so bezeugen sie das Undenken durch lautes Jammergeheul.

Die Coroatos sind größtentheils getauft, und besuchen auch die Kirche; allein da man es bei'm Unterrichte der äußeren Gebräuche bewenden läßt, und sie wenig oder gar keinen Unterricht in der Religion, in der sie getauft sind, erhalten, so kann man sich denken, daß ihre Begriffe vom Christenthume nur sehr unzulänglich sind.

Um nach der Kirche zu kommen, wollten sie Anfangs bezahlt seyn, und auch jetzt kommen sie nur nach dem Kirchspiel, um nach der Messe bei'm Commandanten sich satt zu essen. Ihre Kinder lassen sie willig taufen, und bitten jedesmal, der Geschenke wegen, Portugiesische Pathen. Auch ihre Todten nach dem Kirchhofe zu bringen, gewöhnt man sie nach und nach. Nur daß sie sich in der Kirche verheirathen, fällt schwer. Sie nehmen, nach altem Brauche, oft mehrere Weiber, und wechseln solche, so oft es ihnen gefällt. Oft findet man junge Weiber, die in einem Jahre drei- bis fünf Mal ihre Männer wechseln.

Von Heiligen-Bildern wollen sie schlechterdings nichts wissen, da man ihnen keine Überzeugung beibringen kann, daß man in den Bildern nicht das leblose Holz

vereht, sondern den Heiligen, der das Bild vorstellt. Und bei Gelegenheit der Einweihung ihrer Kirche, als man das Bild des heiligen Manoels darin aufstellte, welches aus Cedernholz geschnitten war, und man ihnen viel von dessen Wundern erzählte, verließen alle die Kirche, und erklärt, daß sie getäuscht wären, daß ein Mann von Cedernholz keine Wunder thun könne.

Es beweist dieses zugleich, daß die Indianer keine Abgötterei kannten, wenigstens in leblosen Gestalten nicht höhere Wesen ehrten.

Man findet unter den Wilden keine gebrechliche Menschen, was frühere Reisende ihrer Lebensart ausschließlich zuzuschreiben versucht haben. Viel mag jedoch hierzu die grausame Gewohnheit beitragen, neugeborne, gebrechliche Kinder umzubringen.

Noch andere grausame Gebräuche herrschen unter diesem Stämme. Wenn sie einen Feind erschlagen haben, so bringen sie einen Arm derselben als Siegeszeichen zurück und veranstalten ein Fest, wozu sie das beranzhende Maisgetränk bereiten. Der Arm des Erschlagenen wird alsdann in den Topf, worin das Getränk ist, gesteckt, und im Laufe des Festes gehen die Berauschten hinzu, ziehen den Arm heraus, und saugen daran.

Auch unter den Coroatos, so wie unter andern rohen Völkern, herrschte folgende Gewohnheit. Wenn Einer ermordet wurde, so war die Familie des Mörders verbunden, den Thäter auszuliefern, und er fällt dann

durch die Verwandten des Ermordeten, oder es entsteht ein Krieg, der jedoch augenblicklich endet, wenn der beleidigte Theil einen aus der Familie des Mörders tödtete.

Wer diese Wilden, so wie ich es that, in ihren Wäldern auffucht, sie in ihrem natürlichen Zustande, und nicht unter Portugiesen beobachtet, der wird es unglaublich finden, daß die Menschen, die er hier in ihren Hütten nackend auf dem Boden sitzend, oder in den Nehen liegend sieht, in deren Hausrath, selbst in den Waffen er wenig Kunst erblickt, und die es kaum der Mühe werth halten, selbst um ihnen ganz neue Gegenstände nur den Kopf zu wenden, sich durch Scharfsinn, ruhiges Denken und Mutth auszeichnen sollen *). Ihnen

*) Obgleich ich auch eine ziemliche Vorliebe für diese Naturmenschen habe, und ihnen gerne alle guten Eigenschaften beilegen möchte, so muß ich hier doch Hrn. Freireis widersprechen. Ich habe mich weit länger unter diesen Wilden aufgehalten, und eher das Gegentheil davon gefunden. Statt des Scharfsinnes, den ihnen Hrn. Freireis beilegt, möchte ich ihnen Stumpfsinn beilegen, und Proben von richtigem Denken sind eben so selten. Ihre Geelenkräfte liegen vielmehr, nach meiner Meinung, in einer immerwährenden Vehargie. Dass sie Entdecker von vielen heilsamen Kräutern sind, ist wohl wider ihrem Scharfsinne zu zuschreiben, noch kann man glauben, dass sie a priori darauf gekommen seyn sollten. Zufall, Instinct, und nachzuhends Erfahrung hat sie hierzu geleitet, und zu Meistern in solchen Heilmitteln gemacht. Berührst nicht der verwundete Hirsch seine Wunden mit heilsamen Blättern, frisst der Hund nicht gewisse Gräser, wenn er sich übel befindet, suchen nicht manche Thiere, z. B. der Frosch, wenn er von giftigen Schlangen gebissen ist,

allein verdanken wir ausschließlich die Kenntniß aller Brasilianischen Heilmittel, wovon uns so viele wichtig geworden sind, und die Zukunft wird uns noch viele durch sie enthüllen. Sie sind gute Arzte, und heilen zum Erstaunen, oft die schwierigsten Krankheiten *). Sie haben sichere Heilmittel gegen den Schlangenbiß **).

So glücklich sie ihre Krankheiten zu heilen versuchen, so verheerend ist jene Seuche, die Pocken, für sie. Von dieser Krankheit kommen Wenige davon, woran ihre Lebensart mit Schuld ist. Der Kranke sowohl, wie der Gesunde eilt jeden Morgen dem Bach zu, um sich in frischem Wasser zu baden. Diesem Verfahren nun, woran man sie, mit dieser Krankheit behaftet, nicht abhalten konnte, schreibt man nicht mit Unrecht die große Sterblichkeit zu. Ein leeres Gericht, daß die Pocken in einer Gegend seyen, ist oft hinreichend, große Wälder von allen Bewohnern zu entblößen.

Gegengift in gewissen Kräutern, aber auch das Mungo-Wiesel auf Ceylon? v. E.

*) Dieses ist der Fall bei äußerlichen Krankheiten, aber nicht bei innerlichen, und man sehe darüber, was ich oben gesagt habe. v. E.

**) Eben so wenig besitzen sie sichere Heilmittel gegen den Schlangenbiß. Kurz vor unserer Ankunft in jenen Gegendn starb der erwachsene Sohn eines benachbarten Indiers, den man für einen Zauberer hielt, und während meines längeren Aufenthaltes, kam ein Indier bei Marlier, ein gewisses heilendes Kraut gegen Schlangenbiß zu holen, die Raiz Preta, wovon ich eine getreue Abbildung ließere.

v. E.

So faul und träge sie in ihren Hütten sind, so behend, so ausdauernd und muthvoll sind sie auf ihren Jagden und im Kriege. Sie haben den Glauben, der unter ihnen zum Sprichworte wurde: das Weib sey geschaffen, Nachkommen zu geben, der Mann, im Kriege umzukommen.

Die einzigen Feste, die sie haben, sind die, welche sie jenes berauschenenden Maistrankes wegen veranstalten. Das musicalische Instrument, wenn es diesen Namen verdient, dessen sie sich bei diesen Fessen bedienen, ist ein, mit einem Stiel versehener, hohler, trockener Kürbis, in den sie Steinchen und Saamen legen. Es macht einen ähnlichen rasselnden Lärm, als wie der mit Alcas-Schnäbeln behangte Reif der Kamtschadalen.

Diese Feste enden zuweilen mit Streitigkeiten, der Eifersucht wegen, so daß die Brasilianer auch hier von andern rohen Nationen abweichen. Besonders haben sie aus diesem Grunde die Neger, denen die Weiber oft Vorzüge einräumen.

Sonderbar ist es, daß die Zahl der Weiber zu den Männern beinahe gleich ist, und man bei einer Zählung der Coroatos nur vier Weiber mehr als Männer fand. Ohne das Wechseln der Weiber würde also keine Polygamie statt finden können.

Die Sprache der Coroatos und Puris ist so wenig verschieden, daß schon dieses auf Eine Herkunft hinzuweisen scheint; allein es geht auch unter diesen

Willen die Sage, daß sie ehemals Ein Volk gewesen wären, allein daß sich zwei Familien entzweit hätten, und je e sich deshalb Anhänger verschafft habe, mit denen sie den Krieg angefangen, der bis auf den heutigen Tag mit beständigem Morden bezeichnet war.

Merkwürdig ist es immer, daß die Puris weit stärker sind als die Coroatos. Den Bogen eines Puri kann kein Coroato spannen. Sollten die wenigen Jahre der Annäherung Letzterer zu den Portugiesen, eine solche Abnahme physischer Kräfte bewirkt haben, oder ist jene Sage, daß sie Ein Volk waren, ungegründet?

Von jeher zeigten sich die Portugiesen misstrauisch gegen den arglosen Wilden; und noch mehr in der Folge, da die Urbewohner, durch Beleidigungen gereizt, sich gerächt hatten. Doch der Ruf vergrößerte auch hier die Sache, und die Brasilianer wurden bald als Geschöpfe angesehen, von denen das Gute weit entfernt sei. Nur solche Portugiesen, denen die Justiz wegen Verbrechen auf der Ferse war, suchten eine Freistätte in der Nachbarschaft der Indischen Stämme, und in der That, sie waren hier sicher. Diese Verbrecher, von denen der größte Theil Mörder waren, bildeten mit ihren Nachkommen die Gränzbeworner; allein sie entstiegen nicht ihren Lastern, und es fielen die abscheulichsten Handlungen, besonders gegen die Indianer vor. Man findet hier Ungeheuer, die drei bis vier-, ja sechsfachen Mord auf sie richten haben.

v. Schwoegle Brasiliens. I. Heft.

D

So erfreulich der Gedanke dem Philantropen seyn muß; die noch heut zu Tage rohen Urbewohner Brasiliens zu civilisiren, so muß ich doch gestehen, daß die Erfüllung noch in weitem Felde steht. Die Ursache liegt in den Verhältnissen der Wilden zu den Portugiesen. Jenes Misstrauen, was Ersteren von Letzteren eingeschlossen wurde, wird nie erlöschen; und eben so schwer wird es halten, jene Portugiesen daran zu gewöhnen, seine Indischen Nachbarn als seines Gleichen, und nicht dem Thiere gleich zu achten. Die Civilisation eines Volkes kann nicht das Werk Einzelner seyn; die ganze Nation, die es umgibt, muß hierzu beitragen helfen. Aber sind nicht gerade die, welche die Indianer umgeben, der Auswurf der Portugiesen; diejenigen, die bei nahe eben so unwissend sind, als die Wilden? — Kann man es möglich glauben, daß es unter ihnen solche moralische Ungeheuer gab und noch giebt, daß sie absichtlich Kleidungsstücke von ansteckenden Kranken, besonders mit Pocken behafteter, den armen Wilden gaben, wodurch diese oft in ganzen Albeas aufgerieben wurden.

Die ersten Eroberer Brasiliens waren ähnliche Menschen, wie jetzt die Bewohner der Presídios, und auf ihnen, nicht auf der Portugiesischen Nation, lasse man die Schuld ruhen, die Urbewohner unglücklich gemacht zu haben.

Jene große Bevölkerung, die man Brasilien vor Ankunft der Portugiesen zuzuschreiben versucht hat, ist übertrieben. Wenn es Wahrheit wäre, so müßten in den mit Urwäldern bewachsenen Districten mehrerer

Provinzen, von den Portugiesen aus dem größten Theile Brasiliens zusammengedrängt, die Indianer hier in großer Anzahl leben. Allein man kann noch den sichersten Nachrichten hier kaum 150 Menschen auf eine Quadratmeile rechnen ⁴⁾. Mir ist ferner kein Land bekannt, das eine große Menschenzahl enthielt, und dessen Bewohner mit den Bewohnern Brasiliens auf gleicher Stufe gestanden hätten. Wo ein Land stark bevölkert war fanden Reisende immer mehr Cultur; die Bedürfnisse der Menschen leiten zu Erfindungen, und wo erstere fehlten, suchte man nicht letztere.

Hätte man gleich Anfangs einen Unterschied zwischen dem Negerclaven und dem freien Brasilianer machen wollen, so hätte der Staat seitdem unendlich gewonnen. Die Indianer würden überall die Felder der Weißen bauen, und zwar für wenig Lohn; allein so verlor man Alles, indem man Alles gewinnen wollte.

⁴⁾ 150 Menschen auf eine Quadratmeile, in einem menschenleeren Lande, ist schon außerordentlich viel, und der Galaculist, der jene Bevölkerung angiebt, hat wahrscheinlich jene Wälder nicht durchstreift. Alle Erfahrung widerspricht diesem; man müßte sonst alle Tage in jenen Gegenden und Wäldern auf Wilder stoßen, welches aber nicht der Fall ist. Man kann Wochen lang darin herumstreifen, so wie ich es gethan habe, und wie es besonders die Specacuonhändlert thun, ohne auch nur Einen Wilden zu Gesicht zu bekommen. Meines Erachtens kommen gewiß keine zehn Köpfe auf eine Quadratmeile, und zwar in den Gegenden, die als der Aufenthalt vieler Wilden verschrien sind.

Noch jetzt könnte man mehr Nutzen von den Wilden ziehen, als man thut. Selbst zu Soldaten wären sie vortrefflich; jedoch nur unter der Bedingung, eigene Corps zu bilden, und sich ihrer Waffen, als Bogen und Pfeile, zu bedienen. Wie ein Hirsch eilt er durch den dicksten Wald, und legt in einem Tage 15 bis 20 Stunden zurück.

Ein sonderbarer, zum geselligen Leben führender Gebrauch herrscht unter mehreren dieser wilden Stämme. Der Jäger nämlich hält das von ihm erlegte Wild für ungesund, und überläßt es den Undern. Mit einem Worte, er ist nichts, was er selbst tödtet.

Zum Fischfang bedienen sich die Coroatos einer Art Lanze, die aus einem, ungefähr 7 Fuß langen Rohr besteht, und an dessen dünnem Ende zwei mit Widerhaken versehene Spitzen sind. Sie halten diese Lanze unter Wasser, bis ein Fisch an den Ort kommt, an dem sie erwartend sitzen, und den sie alsdann zu spicken verstehen. Sie nennen diese Lanze Tschemnâ.

IV.

Etwas über Bevölkerung.

(Nedst einer Tabelle, Taf. 5.)

Längst ist anerkannt, je gedrängter die Menschen in einem Staate leben, je mehr reiben und poliren sie sich, je mehr Industrie herrscht in demselben; der Gegensatz muß folglich auch Statt finden, und Brasilien liefert hierzu ein großes Beispiel. Von dessen Bevölkerung kann man auf seinen politischen Zustand und die Hülfsmittel schließen. Ich werde also nach und nach die genauesten Volkstabellen mittheilen, und mache hier, wie natürlich, den Anfang mit der Capitania von Minas Geraeß.

Zum Unterrichte mancher meiner Leser muß ich hier anmerken, daß ganz Brasilien in Capitanias getheilt ist, jede Capitania in Comarcas, die Comarcas in Terrmos, die Terrmos in Kirchspiele, und diese in Districte.

Die Capitania von Minas hat jetzt fünf Comarcas, die Comarca von Duro Preto, die von Sabará, von Rio das Mortes, von Serra do Rio, und die von Piracatú, die ganz neulich erst von der Comarca von Sabará getrennt, und zur besonderen Comarca ernannt ist.

Ich fange hier mit der Comarca von Duro Preto, gewöhnlich nur Comarca von Villa Rica, zuerst an, da mir diese am nächsten liegt. Sie ist ungefähr 30 Legoas lang, und 16 Legoas breit, doch ist ihre Länge wegen der südöstlich gelegenen Certoës der Bilden, nicht genau bestimmt, begreift also mehr oder weniger einen Flächeninhalt von 480 Quadrat-Legoas, und hierin eine Bevölkerung von 72,209 Seelen, wovon beiliegende Tabelle Taf. 5. eine genauere Uebersicht giebt.

Würde dem Flächeninhalte zu Folge diese Volksmenge darinnen gleich vertheilt seyn, so kämen auf jede Quadrat-Lega 150 Menschen; da aber mehr als zwei Drittel hiervon in den volkstreichen Dörfern wohnen, so kommen kaum 50 Menschen auf eine Quadrat-Lega des übrigen Landes.

Nach einer älteren Volkstabellen von 1776 war die Bevölkerung von der Comarca von Duro Preto folgende:

Weise	7,847	Weise	4,832
Mulatten	7,981	Mulatten	8,810
Schwarze	33,961	Schwarze	15,187
Summa Männliche	49,789	Summa Weibliche	28,829
		Tusgesammt	78,618.
Seine			
Geboren 1944.		Gestorben 1839.	

Es hat sich also die Bevölkerung seit 39 Jahren um 6409 Seelen vermindert, statt daß sie in einem ausblühenden Staate wachsen sollte. Dieser Volksunterschied liegt wahrscheinlich in der Classe der Schwarzen, deren heut zu Tage wegen der außerordentlichen Abnahme des Goldgewinnstes weit weniger in Minas eingeführt wurden; und da man schlechterdings nicht darauf sieht und bedacht ist, die Sclaven zu verheirathen, um sich fortzupflanzen, sie daher größtentheils den schändlichsten Lastern ergeben sind, auch die Anzahl der Weiber zu den Männern in gar keinem Verhältnisse steht, so ist jene Abnahme nicht zu verwundern. Auch haben viele Familien, die sich sonst mit Bergbau beschäftigten, sich auf den Ackerbau gelegt, und sind in fruchtbarere Comarcas gezogen.

Mane in seiner Reisebeschreibung in's Innere von Brasilien, giebt die Bevölkerung von dem Flecken Villa Rica allein zu 20,000 Seelen an, und wovon die meistens Weiße seyn sollen. Der Irrthum ist zu groß, als daß ich ihn hier nicht rügen sollte, da, wie aus der Tabelle zu erssehen, diese Bevölkerung nur 8593 Seelen beträgt, und kaum der achte Theil davon sind achte Weiße, die übrigen Schwarze, Mulatten und Cabras; so nennt man die Abkömmlinge der Mulatten und Schwarzen. Auch die Bevölkerung von der Stadt Marianna giebt jener Autor zu 7000, da sie nicht mehr als 4720 Seelen beträgt.

V.

Berichtigungen, nebst Zusägen einiger
Fehltheimer in den Skizzen von Brasilien,
von B. J. Vobo de Silveira,
Mitglied der Königl. Akademie der Wissenschaften in Göttingen.

Sobem Schriftsteller, dem es darum zu thun ist, der Welt die Wahrheit vorzulegen, müssen Berichtigungen der Fehltheimer, die sich hin und wieder in einem Werke einschleichen, besonders wenn sie durch unrichtige Angaben anderer Personen entstanden sind, angenehm seyn, so wie ebenfalls Zusäze zu seinen Nachrichten, die zur allgemeinen Belehrung beitragen. Ich habe das Original-Werk des Herrn Verfassers nicht vor mir, wohl aber eine Uebersetzung und Auszug aus demselben, in dem Journal — O Investigador Portuguez — und hierinnen finde ich mehrere Unrichtigkeiten, die ich hiermit als einen Beweis der Hochschätzung des Herrn Verfassers berichtige.

Im dritten Capitel sagt der Hr. Verfasser: „Man kann sagen, daß es in Brasilien jährlich 177 Tage regnet, besonders in den Regionen, wo die Hälfte des Jahres Winter, die Hälfte Sommer ist. Der Regen fällt in großen Tropfen und mit Hettigkeit; allein selten mit Stürmen begleitet. Schloßn. und Frost sind seltene Phänomene in diesem Lande, Schnee und Eis sind unbekannt ic.“ —

Ummerkung 1. Berichtigung.

Nach vierjährigen Beobachtungen habe ich gefunden, daß man in der Capitania von Minas Geraes, der Region welche wahrscheinlich der Hr. Verfasser als die annimmt, wo die Hälfte des Jahres Winter, die andere Hälfte Sommer ist, nur 130 Tage Regen annehmen kann.

Zusatz. Im strengen Sinne genommen, giebt es in Brasilien keine Regionen, die so erhaben wären, daß darin die Hälfte des Jahres Winter, die andere Hälfte Sommer sey; dieses steht in den Tropenländern schon wenigstens eine Erhabenheit von 1800 Toisen zum Vor- aus. Die größten Erhabenheiten in Brasilien sind nach allen Nachrichten, und nach meinen eigenen Beobachtungen in der Capitania von Minas Geraes, und diese betragen noch nicht völlig 1000 Toisen. Z. B. der Itacolumi bei Villa Rica, die Serra de Carás bei Catas Altas, die Serra da Piedade bei Caeté, die Serra de Itambé bei Villa do Príncipe in Serro do Rio; alle diese liegen beinahe mit ihren Gipfeln in einem Niveau, und der höchste unter ihnen,

der Itacolumi, hat nach meinen Barometermessungen 900 Toisen Erhöhung über dem Meere.

Anmerkung 2. Berichtigung.

Die Negen und besonders die Gewitterregen sind größtentheils mit Stürmen, und oft sehr heftigen Stürmen begleitet, sowohl an den Seeküsten, als auch im Inneren des Landes.

Anmerkung 3. Berichtigung.

In der Capitania von Minas sind Schäden bei Gewittern nichts Seltenes, und zwar von der Größe einer Haselnuss, bis zu der eines Laubeneis', und thun oft großen Schaden in den Maispflanzungen und Gärten.

Anmerkung 4. Berichtigung.

In den Gegenden, die 250 bis 300 Toisen erhaben sind, fallen jährlich in den Monaten Junius und Julius Nachtfroste, welche in den feuchteren Thälern alle weicheren Pflanzen und Bäume tödten. Zuckerrohr und Bananen erfrieren gewöhnlich. Man sucht für diese besonders deswegen erhabene trockene Stellen aus. Im Jahre 1814 froor es in dieser Region acht Tage hindurch so stark, daß stehendes Wasser mit fingerdictem Eis bedeckt war, welches da, wo es beschattet war, selbst den Tag über nicht aufthauete; in den Häusern froor das Wasser in den Gefäßen. In den meisten, fischreichen Flüssen starben in jenen Wintertagen die Fische zu Tausenden (ein sonderbares Phänomen!). Schnee fiel keiner.

„Die Bewohner Brasiliens kann man eintheilen in drei Rassen, und diese in drei Varietäten; die Europäer mit den Creolen, Afrikaner oder Neger u. s. w.“

Anmerkung 5. Berichtigung.

Das Wort Creolo hat einen sehr weitläufigen Sinn, und wird nicht allein von den in Brasilien geborenen Weißen Abkömmlingen der Europäer, und zwar höchst selten gebraucht, besonders aber von den dasselbst geborenen Schwarzen, Mulatten und Cabras, ja selbst von den Maultieren, die nicht in den wilden Stuttureien geboren und auferzogen sind.

"Die Indianer von Pará schiffen, in Canan rudernd, und oft stromaufwärts bis S. Paulo, welches eine Entfernung von beinahe 60 geographischen Deutschen Meilen beträgt." —

Anmerkung 6.

Wahrscheinlich ist dieses ein Druckfehler, denn die Entfernung von Pará bis S. Paulo beträgt ja in der Breite allein beinahe 23° , welches 345 geographische Deutsche Meilen ausmacht.

* * *

Diamanten.

"Der Hr. Verfasser sagt, Serro do Frio ist der Hauptfundort der Diamanten; sie finden sich dasselbst in Lagern von Esmeral mit einem eisenschüssigen Sande gemengt, welches die Oberfläche jenes Gebirges ausmacht. ic." —

Anmerkung 7. Berichtigung.

Die Diamanten in Brasilien finden sich nur einzeln unter den Geschieben der Flusshette und auch unter den

Geröllen an den Abhängen, Vertiefungen und Schluchten von Sandsteingebirgen (der Sandstein derselben ist gemeiner Sandstein, gewöhnlich kleinkörnig mit einem chloritartigen Bindemittel, seine Unterlage scheint Thonschiefer zu seyn), von wo aus sie durch starke Regengüsse zu den Flussbetten, als den allgemeinen Sammelplätzen hinabgeführt werden. Von obigen Esmeril-Lagern, wie sie der Ueberseher nennt, und womit ich keinen bestimmten Begriff verbinden kann, da man unter dem Namen Esmeril hier allen schweren Sand versteht, der in den Goldwäschereien zuletzt von dem Golde geschieden wird; ich sage, von diesen Esmeril-Lagern mit eisenbeschütztem Sand habe ich nichts wahrgenommen. Auch so viel ich weiß, so sind die Diamanten in dem Museo des Marquis d'Angega in Lissabon in einem eisenbeschützten Conglomerat eingeknetet. — Alle Diamantewäschereien sind hier in den losen Geschleben der Flussbetten, und es ist mir nicht bekannt, daß man Arbeiten betrieb, wo man diese kostbaren Steine aus dem sogenannten Muttergesteine gewonne, indem man dieses zu dem Behufe zerschlagen soll.

„Die jährlichen Einkünfte der verkauften Diamanten bringen der Krone über drei Millionen ein.“

Anmerkung 8. Berichtigung.

Aus vor mir liegenden Rechnungen, seit der Existenz der Diamantewäschereien, also dem Jahre 1729 bis zu 1785, in welchen Zeiten die Diamantewäschereien am stärksten betrieben wurden; finde ich, daß dieser Zweig der öffentlichen Einkünfte ein Jahr in's an-

dere der Krone jährlich kaum eine Viertel Million einbrachte, indem der ganze Gewinnst von 56 Jahren 13 Millionen und 937,876 Cruzados war, von 2,250,335 Quilates Diamanten, die man in diesem Zeitraume gewonnen hatte. In neueren Zeiten, wo man die Arbeiter und die Ausgaben bis zur Hälften reducirt hat, ist auch der jährliche Gewinnst, wie natürlich, weit geringer.

* * *

Edelsteine.

„Der Hr. Verfasser zählt unter die Edelsteine Brasiliens, Smaragde und Saphire.“ —

Anmerkung 9. Berichtigung.

Beide Edelsteine, auch aus Brasilien, sind mir noch nicht vorgekommen. Ihnen in der Farbe gleichkommende Turmaline aus Minas Novas, und die geschliffen oft ein Kennerauge betrügen, pflegt man hier mit diesen Namen zu belegen.

* * *

Gold.

„Seht man zum Voraus, daß der jährliche Goldsünstel der Capitanie von Minas Geraes, welcher 3,200 Pfund beträgt, bloß der dritte Theil der Goldeinkünfte für die Krone ist; so betragen folglich die ganzen Einkünfte davon jährlich für die Krone 4,614,000 Cruzados, und das ganze jährlich gewonnene Capital beträgt folglich, ohne großen Unterschied, 24 Millionen.“

Anmerkung 10. Berichtigung.

Der Goldfünftel in Minas bringt heutiges Tages der Krone kaum 576 Pfund jährlich ein, und alles in den übrigen Capitanien gewonnene Gold beträgt kaum den dritten Theil des in Minas gewonnenen, folglich findet umgekehrt der Fall statt, den der Hr. Verfasser vorausseht. Auch in den Jahren 1751 bis 1760, wo die Goldwäschereien am stärksten betrieben wurden, und der Krone jährlich 3,200 Pfund einbrachten, kam der Goldgewinnst in den übrigen Capitanien in gar keinen Betracht; die Goldeinkünfte für die Krone in jenen Zeiten, und zwar sehr hoch angeschlagen, beliefen sich also nie über 1½ Millonen, und das ganze gewonnene Capital 8½ Millionen. Der Verfall des Goldgewinnstes seit jener Zeit ist so groß, daß dieser Zweig aus Minas Geraes der Krone jetzt nur 270,000 Cruzados jährlich einbringt, und die übrigen Capitanien ungefähr 90,000 Cruzados, also 360,000 Cruzados insgesamt, welches ein jährlich gewonnenes Capital von 1 Million und 800,000 Cruzados vorausseht. Es findet also in den Angaben des Hrn. Verfassers und den meinigen, deren Richtigkeit ich mit authentischen Belegen beweisen könnte, ein Capitalunterschied von mehr als 22 Millionen Statt.

* * *

Mineralfalze.

Sufaz 1. Der größte Theil des Salpeters wird aus den großen Kalksteinhöhlen des Uebergangskalksteins in Minas Geraes gewonnen.

Das Küchensalz findet sich vorzüglich als Effloreszenz in den sandigen Ebenen des Rio de S. Francisco, wo es in großer Menge gewonnen wird, so daß das sonderbare Vorkommen desselben hier einer eigenen Beschreibung verdient, die ich nach und nach von glaubwürdigen Männern, die jährlich dahin reisen, eingezogen habe.

Längs den Ufern des Rio de S. Francisco, da wo er die Gränze zwischen der Capitanie von Bahia und Pernambuco macht, erstrecken sich die großen Salinen, welche bei der Villa de Urubu beginnen, und zu beiden Seiten des Rio in einer Breite von 8 bis 12 Legoaas, über 80 Legoaas Länge an demselben Strom hinabziehen, bis zu den Salinen von Salitre, welche die letztere ist. Auf der Seite von Pernambuco sollen sie sich noch weiter erstrecken, da man mit deren Entdeckungen noch nicht zu Ende gekommen ist. Dieser ganze District begreift eine Pläne, die in obiger Distanz von einigen Gebirgen begrenzt wird, die sich bald nähern, bald erweitern, und welche Erweiterung auf der Seite von Pernambuco beträchtlicher wird. Der Boden ist größtentheils sandig, und besteht aus Kriessand, der in der trockenen Zeit oft weit weggeführt, und vom Winde in Hügeln aufgetürmt wird. Einige höher liegende Gegenden sind mit kurzem Buschwerke bewachsen, welches man daselbst Cattinga nennt.— In der Regenzeit ist beinahe die ganze Gegend durch das Auftreten des Rio de S. Francisco überschwemmt und unbewohnbar.

Sobald die trockene Jahreszeit eintritt, welche mit dem Monate Mai beginnt, ziehen alle Bewohner der benachbarten Gegenden, Vilas und Arrayaes, in diesen Salzdistrict, bessern zuerst ihre Hütten, die durch die Ueberschwemmungen zerstört sind, wieder aus, und beginnen dann ihre Arbeiten mit dem Salze. Die ganz niederen Gegenden sind mit flachen Vertiefungen, welche zum Theil mit Wasser angefüllt sind, größtentheils aber nach und nach austrocknen, besetzt, die man Lagoas nennt. In diesen Lagoas krystallisirt sich nun das Salz auf der Oberfläche des Sandes. Derjenige, welcher eine solche Vertiefung, oder Lagoa entdeckt, nimmt Besitz davon und betrachtet sie als sein Eigentum; da aber der Arm der Gerechtigkeit selten in diese Salzertöde dringt, so geschieht es oft, daß das Recht des Stärkeren gilt, und einer dem anderen seinen Theil mit gewaffneter Hand wegnimmt, wodurch oft Mord und Todtschlag vorsfällt. Die Art, das Salz zu gewinnen, ist folgende:

Das in den Lagoen, beinahe fingerdicke ausgeschlagene krystallisierte Salz wird mit Krücken zusammengezerrt, wozu man sich der Nippens (Talo), oder eigentlich des harten Nebenblattes des Cocus Carnaiba bedient, welches schon von Natur krumm gebogen ist. (Diese Cocusart wächst häufig in diesen Gegenden). Nachdem dieses unreine Salz in Haufen gebracht ist, schafft man es in die Filtrihäute oder Banguës; man schlägt zu dem Ende vier Pfähle in die Erde, und versieht sie oben mit vier Querholzern, zwischen diese befestigt man eine Ochienschaut, so daß sie ein großes Gefäß bildet; unten in die Haut

schneidet man ein Loch und breitet Cocosblätter darüber, auf diese schüttet man eine Schicht reinen Sand, und nun darauf das unreine, mit Sand gemengte Salz welches man alsdann mit reinem Wasser aussaugt. Außerhalb den Lagoven findet sich reines Brunnenwasser in geringer Tiefe, in den Lagoven ist dieses alles salzig). Man gießt so vielmals reines Wasser darüber, als das abschließende, welches man in hölzernen Gefäßen, oder auch Kuhhäuten aufhängt, noch salzig schmeckt. Dieses Salzwasser bringt man nun in flache Bangues, von ungefähr anderthalb Palmo Vertiefung, und die entweder aus hölzernen Kästen bestehen, oder auch aus Ochsenhäuten gefertigt sind, und setzt sie der Sonne aus. Es entsteht bald eine Salzkruste, die man niederschlägt, das mit sie sich auf den Grund sehe, und das Wasser eine neue Oberfläche bekomme; dieses kann man drei Mal des Tages wiederhohlen, und in Zeit von drei Tagen hat die Sonne alle wässrigen Theile verzehrt; allein man läßt es so weit nicht kommen, sondern schützt des Abends immer wieder neues Salzwasser hinzu, und so lange, bis endlich der ganze Kasten voll Salz ist, welches zwei bis vier Algueiras, je nach der Größe des Bangues beträgt (eine Algueira Salz wiegt hier ungefähr 90 Pfund), und 14 bis 30 Tage Zeit erfordert. Aus dem Crystallinkasten bringt man es in aufgestellte geslochene Körbe, um das zurückgebliebene Wasser ablaufen zu lassen; darauf breitet man es auf Linnen, die aus Sand und Kümmel geschlagen sind, aus, um es zu trocknen, und nach diesem bringt man es in die Magazine.

Das Salz in den Lagoen, nachdem es ausgekrafft ist, erzeugt sich binnen drei oder vier Tagen wieder, wo man die Arbeiten wiederholt, und auf diese Art bieten diese Gegenden eine ewige Quelle der Unterhaltung und des Reichtums dar.

Die ledernen Krystalliskästen müssen immer voll erhalten werden, sonstens plaikt das Leder leicht. Einige der Salzfabrikanten waschen das Salz, wenn es in den geflochtenen Körben steht, und schütten schwaches Salzwasser darüber, wodurch es die Bitterkeit verlieren soll, welche dem Salze aus einigen Lagoen eigen ist.

Die Capitania von Coyaz, Matto Grosso, Piauhi, Minas Novas, auch Serro do Frio, die Certoes des Rio de S. Francisco bis Pitangui, sind die Gegenden, welche alle dieses Salz consumiren, und es in S. Ro man, und der Barra do Rio dos Belhas, wohin es verschifft wird, abhohlen. Auch wird Vieles in den Capitanien von Bahia und Pernambuco verbraucht. Man verschickt es in ledernen Säcken, die ungesähr drei Achtel Algueiras enthalten, und bezahlt diese zu 1200 Reis an obigen Dritten; in den Salinen kaust man es zu 320 bis 400 Reis.

Weniges nur wird mit baarem Geide bezahlt, der größte Theil für Lebensmittel erhandelt und andere Bedürfnisse eingetauscht. Die laufende Münze in den Salinen ist Salz; jeder Kaufmann, der hier etwas zu Markte bringt, legt gleich sein Salzmagazin an, und alles wird nach Tellern von Salz erhandelt und ver-

lauff. Jeder Schuster, jeder Schneider, ja alle Geistliche haben ihre Salzmagazine, denn sogar die Messen und geistlichen Berichtungen werden mit Salz bezahlt.

Die merkwürdigsten Salinen, und wo der größte Commerz getrieben wird, sind die von Soroá, wobei ein großer Landsee, mit süßem Wasser, von drei Lagoas im Umkreise, liegt, und zwar am Fuße einer Serra gleichen Namens. Es erhält dieser Landsee sein Wasser durch einen natürlichen Canal, der mit dem Rio de S. Francisco in Verbindung steht, und durch welchen in der Regenzeit die Wasser bis zu diesem See hinaufsteigen. Da der See außerordentlich fischreich ist, so machen die Fische das Hauptnahrungsmittel der, in diesen Salinen beschäftigten, Menschen aus. Spine Ufer sind von Fischern bewohnt, die mit Nezen, aus Kloßstäben verfertigt, und die oft über 50 Klafter lang sind, Fische fangen, und zum Verkaufe auslegen. Dieser Fischmarkt ist außerordentlich lebhaft, da von allen Orten Käufer aus den Salinen kommen. Jeder Fisch, wenn er nicht außerordentlich groß ist, wird mit einem Zeller Salz bezahlt, und der Fischer hat gleich neben der Verkaufsbude sein Salzmagazin. Kleine Fische werden nicht gegessen, sondern der Fischer benutzt sie zum Thranbrennen, welches Fischöl ebenfalls von den Bewohnern der Salinen verbraucht wird. Das Salz, was diese Fischer so erhandeln, bleibt bis zur Regenzeit liegen, wo sie es alsdann zu Wasser durch den Canal nach dem Rio de S. Francisco einschiffen.

Zu Anfang der Regenzeit, wenn die ersten Wasser in dem Kanale hinaufsteigen, sollen sich so viele Fische mit hinausdrängen, daß man mit einer spitzen Stange mit Gewalt unter sie stößt, und auf diese Art mehrere große Fische auf ein Mal ansieht. — Bei Gelegenheit einer großen Dürre vor einigen Jahren, soll dieser Landsee beinahe ausgetrocknet seyn; Millionen von Fischen kamen dabei um, und verfaulten. Die große Sonnenhitze zog den Thran aus, und die Fischer sammelten viele Hundert Tonnen davon in den Vertiefungen; zuerst dessen überdrüsig, legten sie Feuer an, und verwandelten diesen beinahe ausgetrockneten Landsee in ein Feuermeer.

Es wohnen in diesen Gegenden auch einige wilde Völkerstämme, die aber durch die Vermischung mit Weißen, Schwarzen und Mulatten schon ganz ausgeartet sind. Die von Weißen und Indiern erzeugten nennt man daselbst Mamlucken.

Zusatz 2. Ebenfalls findet man Salz in der Capitania von Matto Grosso, da wo der Stamm der Indianer Apicaca's hauset, am Rio Turuena, oder auch Topaz genannt, welcher sich in den Amazonenstrom ergießt. In Verbindung mit diesem Flusse ist ein Salz-See, Lago Salino genannt, ungefähr im $12^{\circ} 30'$ südlicher Breite und 320° westlicher Länge.

Auch in den Steppenländern von Matto Grosso, auf der Gränze von Brasilien und Spanien, im 17° südlicher Breite, und ungefähr 318 westlicher Länge sind sich häufige Salzausschläge.

VI.

Die Raiz Preta, oder schwarze Brechwurzel.

(Nebst Abbildung auf Tafel III.)

Jeder Beitrag zur Pflanzenkenntniß, besonders aber ihrer heilenden Kräfte, und wenn sie auch noch so gering sind, muß nicht bloß dem Naturforscher, sondern auch dem ganzen Menschengeschlechte willkommen seyn. Gewiß ist dieses Feld eines der wichtigsten und unerstircktesten in Brasilien, welches die ungetheilte Aufmerksamkeit der Naturforscher verdient.

Der Mangel geschickter Aerzte und Wundärzte, sowie der Pharmaceutiker im Inneren Brasiliens, hat unschbar einen großen Einfluß auf die Entdeckung einer großen Menge heilender Kräuter gehabt, die größtentheils noch jetzt in der Pharmacie unbekannt sind. Zufall, Noth und oft Verzweiflung hat den hiesigen Landmann, und besonders den Cearaöbewohner zu manchen Entde-

kungen in dieser Hinsicht geführt, die sonst ewig verborgen geblieben wären. Jeder Hausvater in jenen Gegenden verrichtet seine Curen selbst mit Kräutern, die er auf den Campos, oder in den Wäldern sammelt, und sieht hiervon oft den besten Erfolg. Daß tausend Fehlgriffe bei diesen Curen geschehen sind und noch täglich geschehen, ist wohl nicht zu bezweifeln, aber eben diese dienen zur Belehrung.

Gegen den Schlangenbiss besonders glaubt man hier manche Gegengifte im Pflanzenreiche entdeckt, und behauptet damit Wundercuren gethan zu haben; darunter gehört nun auch die Wurzel der Schlingpflanze, wovon ich eine genaue, nach der Natur entworfene Abbildung lieferne. Vielleicht ist sie eine schon bekannte Pflanze, welche Entscheidung ich den Botanikern überlasse.

Man zeigte sie mir in den dunkeln Wäldern der Coroato-Indier, wo sie als Schlingpflanze sich hoch an den Gebüschen hinaufwindet, und diese ganz übersieht. Sie blühte daselbst in den Monaten Januar und Februar, in welcher Zeit ich sie ausrupsste, und welches die Ursache ist, warum ich ihre Fructificationstheile nicht zur Abbildung beisügen konnte.

Um sich derselben zu bedienen, schneidet man die Wurzel, wenn sie grün ist, in kleine Stückchen; oder trocken zerpulvert man sie, nimmt davon eine Unze, schüttet ein halbes Maß Wasser darüber, und kocht

dieses bis über die Hälfte ein; davon giebt man nun dem Gebissenen eine Theeköpfchen voll zu trinken, und zwar, nachdem man die gepulverte Masse sich hat zu Boden setzen lassen. Von diesem Bodensahe legt man von Zeit zu Zeit etwas auf die Wunde und erneuert dieses oft. Wegen des äußerst unangenehmen Geschmackes macht sie Anfangs einige Ueblichkeiten, auch wohl Erbrechen, wirkt aber alsdann gleich auf die ersten Wege, und verursacht eine außerordentlich starke Ausleerung. So wie diese nachläßt, fängt sie an auf den Urin zu wirken, und, ohne mehr davon einzunehmen, äußert sie diese Wirkung vier bis fünf Tage lang, und zwar auf eine unerhörte Art, so daß der Abgang dieser Flüssigkeit weit die Menge deren übertrifft, die der Patient zu sich nimmt. Ohne weiter etwas zu nehmen, ist der von einer Schlange Gebissene alsdann geheilt.

Mein Freund Marlier hatte eine große Portion dieser Wurzel vorrätig, und mehrmals, während meines Aufenthaltes bei demselben, kamen Leute, sich dieser Wurzel zu bedienen, und bei welchen sie die beste Wirkung that.

Neulich hat man auch ausfindig gemacht, daß diese Wurzel ein äußerst gutes Mittel gegen Wassersucht und rheumatische Krankheiten ist, wo sie in eben solcher Portion angewendet, allein von Zeit zu

Zeit repetirt wird. Man versichert, hiermit schon außergewöhnliche Curen gehan zu haben.

* * *

Ummerkung des Deutschen Herausgebers.

Da der Hr. Verfasser von der Raiz Preta weder einen botanischen Namen, noch sonst eine bestimmende Charakteristik angegeben hat, so ist es schwer, über diese Pflanze in's Klare zu kommen.

Mein Nachsuchen darüber war bisher fruchtlos. Eine Notiz davon glaube ich in Kosier's Travels in Brazil zu finden, welcher seiner Reise eine Uebersicht mehrerer Brasilianischen (sonderlich derer von Pernambuco) Arzneipflanzen, nach des Dr. Manoel Arruda da Camara Centuria Plantar. Pernambuc. angehängt hat, und darunter S. 497 auch eine *Ipecacuanha Preta* aufführt. Folgendes ist die Stelle im Englischen:

„*Ipecacuanha Preta*, *Ipecacuanha officinalis*: —
Arrud. Cent. Plant. Pernam.“

„Until the present time the botanists of Europe have not known to what genus this plant belongs. Some of them thought it was the *Euphorbià Ipecacuanhà*, others, that it was the *Psoralia glandulosà*, others, the *Spiraea trifoliata*, others the *viola Ip. cacuanhà*, finally others suspected that it was the *Psychotria emetica*; but I have observed the *Ipecacuanhà pretá*

very frequently when in flower, and I think that it has more affinity to the *Tapogomea* of Aublet. However, I have given it the name of *Ipecacuanhà*, for although both are barbarous, still the latter has been used for a century and a half. The *Ipecacuanhà* is easily cultivated, for I have made the experiment, but it requires shade, or at any rate it must not be completely exposed to the heat of the sun. —

„Bisher haben die Europäischen Botaniker noch nicht gewußt, zu welcher Gattung diese Pflanze gehört. Einige haben geglaubt, es sey die *Euphorbià Ipecacuanhà*; Andere, es sey die *Psoralià glandulosa*; Andere, die *Spiraea trifoliata*; wieder Andere, die *Viola Ipecacuanhà*; und endlich noch Andere vermuteten, es sey die *Psychotria emetica*. Allein die *Ipecacuanha preta* habe ich häufig in der Blüthe beobachtet, und mir scheint es, sie habe mehr Verwandtschaft mit der *Tapogomea Aublet's.* Indesß habe ich ihr den Namen *Ipecacuanha* gegeben; denn obgleich beide barbarisch sind, so ist doch der Letztere seit anderthalb Jahrhunderten schon im Gebrauch. Der Anbau der *Ipecacuanha* ist leicht, wie ich aus eigenen Versuchen weiß, aber sie verlangt Schatten, oder wenigstens darf sie durchaus nicht ganz der Sonnenhitze ausgesetzt seyn.“

Koster schwankt also auch darüber, und nennt sie *Ipecacuanha officinalis* (die gemeine *Ipecacuanha*). Dies kann sie aber schwerlich seyn. Denn da die ge-

meine Specacuanha, als ein wichtiger Handelsartikel von Brasilien, eine allgemein bekannte Pflanze ist, Hr. v. Eschwege aber die Raiz Preta, als eine neue, noch unbekannte, sehr stark wirkende Arzneipflanze in den dicksten Wäldern fand, sie sammelte, und der Abbildung werth fand, so muß sie durchaus eine andere, noch wenig bekannte Pflanze seyn. Hoffentlich werden uns unsere, jetzt mit nach Brasilien gegangenen, Deutschen guten Botanikeru, nter denen auch Hr. Professor Michan aus Prag ist, darüber bald mehr Licht geben. Hr. v. Eschwege nannte sie in seinem Mscpte. schlechtweg Schwarzwurzel. Da dies aber einen irreführenden Mißverstand geben würde, so habe ich es gewagt, sie einstweilen die schwarze Brechwurzel zu nennen. — Ich will jetzt nur noch ihre Farben, nach der colorirten Zeichnung angeben.

Die Wurzel ist knölig und braun. Die einander gegenüberstehenden Blätter sind lanzettförmig, oberhalb schwärzlich grün, unterhalb aber weiß und filzig, wie das umgewandelte Blatt zeigz. Die Blumen stehen in Büscheln, sind klein und ganz blaßroth; und Hr. v. Eschwege hat sie durch die nebenstehende Umrisszeichnung, unter die *pentandria monogynia* rangirt.

F. S. B.

VII.

Kurze Geschichte der Eisenfabrication in Brasilien.

Ungeachtet die Geschichte der Eisenverfertigung in Brasilien eines ganz neueren Ursprungs ist, so sind darüber doch nur wenige authentische Nachrichten vorhanden, da bloße Privatleute, die größtentheils verborgen und unbekannt die Winkel dieses großen Reiches bewohnten, sich mit der Verfertigung dieses Metalls im Kleinen beschäftigten, und zwar in so geringer Quantität, daß es nie zum Handelsartikel emporstieg, sondern nur in der Maaße, als der Fabrikant selbst in seinem Hause verbrauchte.

In der Capitanie von S. Paul scheint man zuerst zur Kenntniß des Eisensteins gelangt zu seyn, welchen man nicht fern von der Villa Surocaba entdeckte, und daraus Eisen fertigte; man bauete, ich glaube

vor ungefähr 50 Jahren, daselbst auch eine kleine Hütte, die aber bald wieder liegen blieb, und wovon man kaum noch einige Spuren sieht. Im Jahre 1801 schien man erst wieder hierauf aufmerksam zu werden, und man ernannte einen Inspector das Minas jener Capitanie und einer projectierten Eisenhütte von Sorocabá oder Guaracovava, ungefähr drei Leguas von Sorocabá; allein es unterblieb dieses Unternehmen bis zur Ankunft der Königlichen Familie in Brasilien, und im Jahre 1810 schickte man meinen Landsmann, den jekigen Ingenieur-Major, Hr. Barnhagen, in jene Capitanie, um einen ordentlichen Plan zu einer großen gewerkschaftlichen Fabrik zu entwerfen. Man brachte auch bald einen Fonds von 100,000 Cruzados zusammen, und das Gouvernement nahm, mit 100 Slaven, die es gab, Antheil an diesem Unternehmen.

Schon seit längerer Zeit hatte man den Gesandten in Schweden beauftragt, schwedische Hüttenleute hierher zu senden, welche denn auch im Jahre 1811 ankamen, und zwar ein Director mit 16 oder 18 Arbeitern, die auch zugleich alle nöthige Maschinerien, als Hammergerüste, Räder u. c. von Gußeisen versorgten, mitbrachten. Dem Director wurde, nebst allen möglichen Vollmachten, die Erbauung der Hütte übertragen, und seit jener Zeit ist man damit beschäftigt. Da aber der schwedische Hüttendirector einen Plan nach seinem eigenen Kopfe entwarf, und ich weiß nicht, ob aus Ehrgeiz, Neid, Malice oder hüttenmännischer Ignoranz, Barnhagens Plan verworfen, so geschah es, daß ein großes

Capital unndthigerweise verschwendet wurde, und am Ende nur, im Jahre 1814, eine kleine Hütte, mit vier Schwedischen Baueröschchen zu Stande kam, deren Ausbringen, wie natürlich, schlechterdings nicht dem Versprechen des Schwedischen Directors, 10,000 Centner Eisen jährlich zu liefern, und weniger noch dem großen verschwendeten Capital von 200,000 Cruzados, entsprach.

Da auch, außer zwei oder drei Personen, der sogenannten Schwedischen Hüttenleute, alle Uebrigen aus entlaufenen Handwerksburschen anderer Professionen und Deserteurs bestanden, wie man nach und nach in Erfahrung brachte, und womit der Schwedische Director Hedberg die hiesige Regierung hintergangen hatte, so wurde er, nebst seiner hüttenmännischen Gesellschaft, auf eine für das Gouvernement höchst würdige Art, im Jahre 1814, dimittirt, indem es dem Exdirector Hedberg, trotz dem Betruge, dennoch die versprochene Pension zusicherte.

Meinem oben genannten Landsmann wurde nun die Direction und Erweiterung der Hütte, durch Hochöfen übertragen, womit er noch bis jetzt beschäftigt ist.

Privatnachrichten zufolge, soll nächst der Capitanie von S. Paul, Goyaz die erste gewesen seyn, in der man Eisen fertigte, und zwar vor ungefähr 18 bis 20 Jahren. Ein Pauliste, welcher die Eisensteine von Gordcaba gesehen, erkannte dieselben in der Capitanie von Goyaz wieder, verfeilgte davon einige Messer

und Scheeren, welche er dem Gouverneur vorzeigte, und welche alsdann nach Portugal geschickt wurden.

Die Capitanie von Minas Geraes scheint die letzte gewesen zu seyn, in der man die Eisensteine und die Verfertigung des Eisens daraus, durch Amerikanische Negerclaven kennen lernte, und zwar in dem Orte Antonio Pereira, durch einen Claven des Capitao Mor Ant. Alves, und bei Inspcionado, durch einen Claven eines gewissen Capitao Durakos. Seit dieser Zeit, welches ungefähr auch vor 16 oder 18 Jahren geschah, verfertigten sich mehrere Landleute zu ihrem eigenen Verbrauche ihr Eisen. (Ordentliche Fabriken anzulegen, war in jener Zeit verboten.) Diese Fabrication im Kleinen, ohne alle Maschinerien, so daß man täglich nur wenige Pfund Eisen, mit ordinären Schmiedehämern, durch Claven ausreden ließ, war bei meiner Ankunft, im Jahre 1811, in dieser Capitanie sehr allgemein; allenthalben fand ich Deschen, die aber fast nie überein gebaut waren, sondern jeder Fischer hatte dabei seine eigenen Ideen ausgeführt. Einige fabricirten das Eisen in bloßen kleinen Schmiedößsen, Andere erhöhten dieselben etwas auf den Seiten, Andere bauten conische runde Deschen, von drei bis sieben Palmen Höhe, Andere errichteten vierreckige pyramidale, woran sie auf der Arbeits- oder Windseite eine Deffnung ließen, aus der die Kuppe herausgenommen, nachher aber wieder vermauert wurde. Als Sohlsteine in den Deschen bedienten sich Einige der Kohlenstübbe, Andere platter Steine, und ich sah sogar einen, der die Borrich-

tung getroffen hatte, sich hölzerner Knüppel als Sohle zu bedienen, und unter welchen noch ein hohler Raum war; nach beendigter Schmelzung nahm er die Unterstützung der Knüppel weg, und die Luppe stürzte nun mit den Knüppeln herab. Zur Mauerung der Defschén bedienten sie sich entweder eines grobkörnigen Sandsteins oder Gneis, oder auch des Seifensteins. Die engen, röhrenförmigen Formen machten sie aus Eisenblech, oder wurden auch wohl in Seifenstein ausgehauen. Das Gebläse bestand aus gewöhnlichen Schmiedebälgen, die mit der Hand gezogen wurden; doch sah ich auch in Itabira einen größeren ledernen Balg, vor einer Art Blauofen, der mit dem Rade einer Sägemühle in Verbindung stand. Der Besitzer desselben hatte dabei auch mehrere Schmiedefeuer und eine kleine Bohrmühle an einem horizontal stehenden kleinen Wasserrade, womit er sein fertigtes Eisen zu Flintenläufen ausschmiedete und bohrte. Ich gab diesem Manne alle mögliche Anleitung zur Anlegung eines Wasserhammers, wovon noch Niemand eine Idee hatte; er benutzte auch meinen Unterricht, und man kann sagen, daß verselbe der erste in Brasilien war, der durch einen Wasserhammer das Eisen austreckte, obgleich der Hammer nur von Holz, und an seiner Bahn mit Eisen beschlagen war, dieses geschah im April, im Jahre 1812.

Seit dieser Zeit ahmten Viele an diesem Orte es nach, und schon sind 16 Feueröfen dasselbst im Ganzen, mit mehreren Wasserhammern von geschmiedetem Eisen.

Die Erze, deren sich diese Fabrikanten bedienen, sind entweder Magnetitefernsteine, oder Eisenglanz, Eisen-glimmer, oder der Eisensand, der in den Goldwäscherien zurückbleibt. Zum Theil pachen sie dieselben mit Handfäusteln, oder auch lassen sie sie durch den sogenannten Monjollo, dessen ich weiter oben erwähnt habe zerkleinern; und werden dann durch ein feines Sieb durchgeschlagen. Einige rösten auch wohl die Steine, in der irrigen Meinung, Antimonium auszutreiben, der bei'm Schmelzen den Arbeitern Schwindel und Ohnmachten verursache. (Nichts Anderes, als das kohlen-saure Gas.)

Das Aufgeben geschieht abwechselnd mit Kohlen und Eisenstein; die Meistern geben aber zuerst Eisenstein, und bedecken diesen mit Kohlen. Einige sah ich so scrupulos bei'm Aufgeben des Eisensteins, daß sie dieses mit Eßlöffeln verrichteten. Der Erfolg einer vierstündigen Schmelzung ist eine Kuppe von 8 bis 12 Pfund reinen Eisens, wenn es hoch kommt, 2 Pfund, oft aber auch kommt nichts heraus, als eine ungaare Kuppe, die bei'm ersten Schlage des Hammers sich ganz zerbröckelt. Da die Schmelzungen gewöhnlich mit einem großen unnöthigen Kohlenaufwande, und mit schweren Kohlen verrichtet werden, so fällt das Eisen meistens stahlartig aus.

Der unter den Mineralogen rühmlichst bekannte Manoel Ferreira da Camera, jetziger General-Intendant des Diamanten-Districts, fasste schon im Jahre 1808, oder 1809, den Entschluß, in der Comarca von Serra do Rio, und zwar dem Orte Morro do Pilar

genannt, eine große Eisenfabrik auf Königliche Kosten zu errichten, und legte zugleich auch Hand an's Werk. Unglücklicher Weise wählte er aber dazu das unschicklichste Local an dem steilen Abhange eines Berges, ohne hinlängliches Aufschlagewasser, zur Betreibung der Maschinen; und wo er nur durch einen Auswand ungeheure Kosten zur Ausführung seines Riesenplanes, drei Hochöfen und zwölf Frischfeuer zu bauen, und dazu durch einen meilenlangen Canal einen Fluss auf den Berg zu leiten, zum Zwecke gelangen kann, und welchen nämlichen Zweck man an einem schicklicheren Orte kaum mit dem zehnten Theil der Kosten erreicht haben würde.

Unausgesetzt ist seit jener Zeit an dieser Fabrik gearbeitet; allein, leider! haben die Arbeiten wenige Fortschritte gemacht, da Camera, aus Ehrgeiz, alle Hülse praktischer Hüttenteufle, die das Gouvernement ihm zu verschiedenen Malen anbot, ausschlug.

Nach mehrmals wiederhohlem Bauen, Niederreißen und wieder Aufbauen der Ofen und des Maschinenswerks, wurde endlich im Jahre 1813 ein Hochofen fertig, und Camera machte den ersten Schmelzversuch, welcher, wie nicht anders zu erwarten war, unglücklich abschloss, da der Ofen sich gleich im Anfange versackte. Dasselbe Jahr wurden weiter keine Versuche gemacht; Camera erbat sich aber von dem Gouvernement den Deutschen Schmelzmeister, der mir zu meiner Hülse beigegeben war, und im Jahre 1814 machte er einen anderen Schmelzversuch, der ebenfalls wegen der fehlerhaften

v. Eßwage. Brasilien. I. Hist.

Q

Construction eines Kastengebläses nicht viel besser absief; indessen durch die thätige Hülfe des Meisters gelangte man doch dahin, einmal abzustechen, und dadurch einige Hundert Arroben Kohlissen zu erhalten, welches eben der Meister in dem Frischfeuer, welches zu der Zeit fertig wurde, im Jahre 1815, verfrischte.

Die Ausführung des großen Canals wurde bis jetzt noch bei Seite gesetzt; indessen, um zur Noth einiges Ausschlagwasser für ein Stad zu haben, benutzt man einen spärlichen Bach, und das Regenwasser, welches man in großen, am Berge angelegten, losspieligen Sammelteichen, auffängt.

Camera, der endlich einsah, daß er, ohne mehrere praktische Hüttenleute zu haben, seinen Zweck nicht erreichen konnte, hat seitdem die Schmelzversuche im Hochofen eingestellt, bis zur Ankunft jener Deutschen Hüttenleute, die er sich endlich vom Gouvernement erbeten hat; indessen, um doch etwas zu thun, hat man zwei kleine Baueröfen gebauet, worin man das, für die Diamantenwäschereien nöthige, Eisen versiegt.

Ich komme nun zu der, von mir erbaueten Hütte, nicht ferne von Congonhas do Campo, die zwar später als Camera's Hütte, und der der Schweden in S. Paulo, angefangen, allein von allen die erste war, welche fertig wurde, und im Großen arbeitete; ihr gebührt also der Vorzug vor allen, die erste in Brasilien gewesen zu seyn, welche zu Stande kam. Es geschah gleich im Anfange meiner Ankunft in dieser Capitanie,

im August des Jahres 1811, daß ich den damaligen Gouverneur derselben, Graf. Palma, um die nöthige Unterstüzung und hülfreiche Hand zu leisten, bat, um eine kleine Gesellschaft, zur Erbauung einer Eisenhütte, zusammenzubringen, und da ich keinen stärkeren Fonds als 10,000 Cruzados dazu bestimmte, so vereinigten sich auch bald dazu zehn Personen, an deren Spitze der Graf Palma selbst stand, und welche Gesellschaft durch eine besondere Carta Regia bestätigt wurde.

Bei Congonhas do Campo fand ich die beste Gelegenheit zu Anlegung einer, den Umständen angemessenen, Hütte; ich machte meinen Plan, und im Monate November, desselben Jahres, wurde der erste Grundstein gelegt. Durch meine östere Abwesenheit, wegen anderer Dienstgeschäfte, machten die Arbeiten nicht die Fortschritte, die sie hätten machen können; dessen ungeachtet, am 17. Dezember 1812, wurde in dieser Hütte das erste Eisen geschmolzen, und unter dem großen Hammer ausgerichtet. Im Junius 1813 wurde sie völlig fertig.

Es arbeiten seit jener Zeit vier Schwedische Bauerssen und zwei Reckauer. Das Eisensteinpochwerk, der Hammer und alle Feuer sind unter einem Dache, so daß es an keiner Bequemlichkeit fehlt.

Eine besondere Beschreibung der Hütte und ihres Ausbringens werde ich an einem anderen Orte liefern, da ich mich hier bloß auf das Geschichtliche beschränke. Hammer, Hütte, Ambosse u. c. hatte das Gouvernement

in Rio, nach meinen angegebenen Maassen, aus England verschrieben, und der Gewerkschaft zum Geschenke gemacht.

So weit das Geschichtliche! Nun etwas über die Frage, ist es nützlich, in Minas Geraes große Eisenhütten anzulegen?

Diese Frage beantwortet sich von selbst, wenn man die geographische Lage der Capitanie, deren Bevölkerung und Verfassung in Betracht zieht.

Nach einem Auszuge aus den Registerbüchern der Zollhäuser, die Einfüre des Eisens in diese Provinz betreffend, so betrug diese in einem Zeitraume von fünf Jahren nicht mehr als 36,699 Arroben Eisen, und 6,968 Arroben Stahl, welches eine Mittelzahl für das jährlich eingesführte Eisen von 7339 Arrob., 4 Pfd., und für 1393 Arrob. Stahl giebt.

Gesetzt nun, daß die Consumption des Eisens und Stahls, wegen der Wohlfeilheit des hier verfertigten, welches die Hälfte weniger kostet, als das von Außen eingesführte, sich um das Doppelte vermehren sollte, so wird die ganze jährliche Consumption nicht mehr als 14,678 Arroben Eisen, und 2,786 Arroben Stahl aussmachen, welche Quantität in einem gewöhnlichen Hochofen, bei einem ungefähr 40 wöthentlichen Gange, so wie mit drei Frischfeuern und einem Stahlfeuer mit Bequemlichkeit jährlich producirt werden kann.

Dieses müste also der Maßstab für die größte, in Minas zu erbauende Hütte seyn, und zwar in dem

Falle, wenn diese Hütte nur allein das Privilegium erhält, Eisen zu versetzen.

Nun aber hat die weise Regierung, die für die Unterthanen dieser Provinz so höchst vortheilhafte und wohlthätige Erlaubniß gegeben, daß sich Federmann, sowohl im Großen als Kleinen, mit der Eisenfabrikation beschäftigen kann; und da nun schon gewiß über 30 kleine Hütten im Gange sind, die einen großen Theil der Capitanie schon mit Eisen versehen, und wegen ihrer zerstreuten Lage vom größten Nutzen für ihre Nachbarn sind; da der Transport, der allein sonst 100 Prozent betrug, dadurch erspart ist, so wird wenig Abzah für eine große Hütte übrig bleiben, und gewiß ist nicht zu erwarten, daß das Gouvernement inconsequent handeln wird, und um das Interesse einer einzigen großen Fabrik zu befördern, das Interesse Vieler, und besonders das allgemeine Interesse der Unterthanen, bei Seite sezen sollte.

Man wird vielleicht glauben, daß die Capitanien des Innern, z. B. Goyaz und Matto Grossos, alsdann ihr Eisen in Minas holen werden; allein auch hierin irrt man, denn da diese durchaus viele ihrer Bedürfnisse in den Seehäfen holen müssen, so kaufen sie auch bei der Gelegenheit ihr Eisen, und werden keinen Vortheil dabei finden, bloß um Eisen zu kaufen, nach Minas zu reisen; denn wer von Goyaz und Matto Grossos nach Minas kommt, geht auch gewiß, in Vergleich der großen Reise, noch die wenigen Meilen weiter bis Rio, um daselbst neben dem Einkaufsgeschäfte noch hundert andere Nebenzwecke zu erreichen.

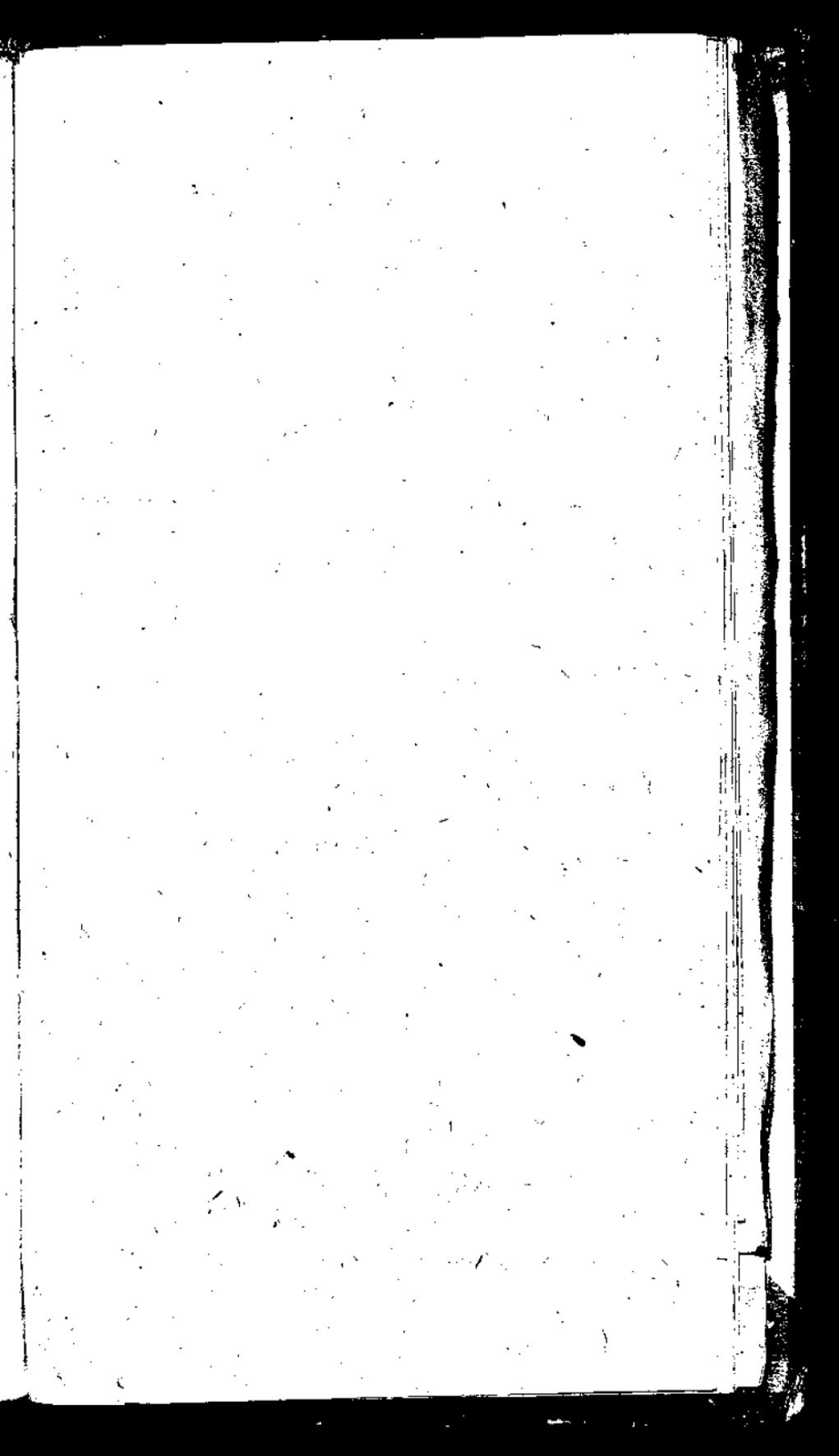
Auf Ausfuhr des Eisens nach den Seehäfen bedacht zu seyn, finde ich eben so ungereimt, und wenn gleich die besten Strafen dahin führt, da man das ausländische Eisen, sowohl Schwedisches als Englisches, dasselbst zu einem so wohlfeilen Preise haben kann, als man es hier in den Fabriken kaum zu produciren im Stande ist.

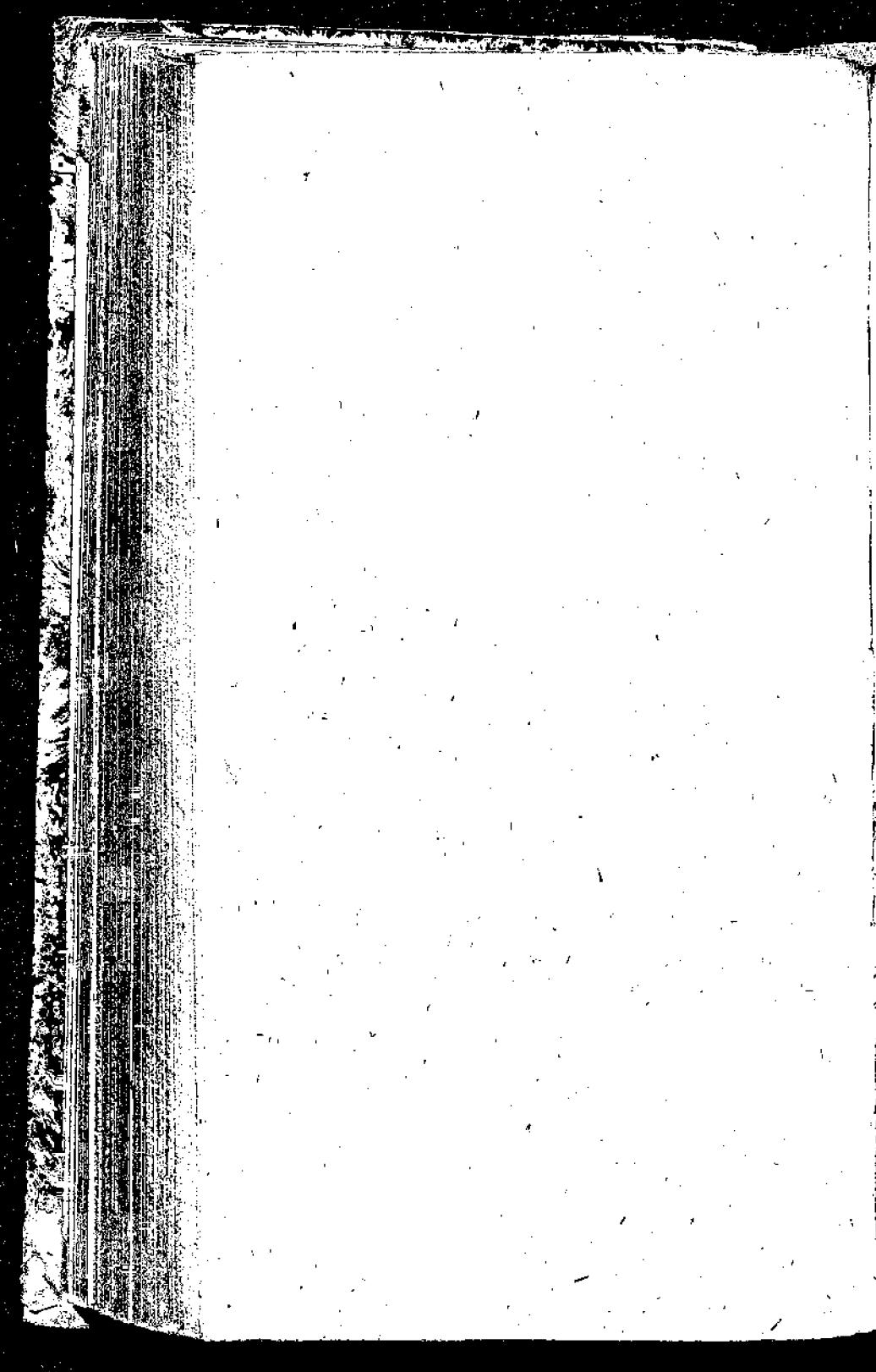
Eine große Eisenhütte in Minas kann also vor's erste schlechterdings nicht bestehen, als unter der Bedingung, daß alle Einfuhr des ausländischen Eisens nach den Seehäfen Brasiliens verboten würde, ein Umsstand, der sich mit dem jetzigen System der Handelsfreiheit nicht wohl verbinden läßt.

Man trachte also die kleinen Fabriken so viel wie möglich zu vermehren, Handwerker und Künstler einzuführen, die das Eisen verarbeiten, man trachte, die Arbeiten dieser durch Maschinerien zu vervollkommen, so daß sie wohlfeiler in den Seehäfen zu stehen kommen, als die von Außen eingeführten, und bald wird die Eiseneinfuhr von Außen stocken, und die Innlandischen Fabriken werden blühen.

Es gilt diese Regel, wie allgemein bekannt, für alle Fabriken und Manufacturen; nur bei den meisten finden große Schwierigkeiten zu überwinden Statt, welche aber hier bei der Eisenfertigung wegen des außerordentlichen Reichthums des Vorkommens des Eisensets weit leichter zu überwinden sind.



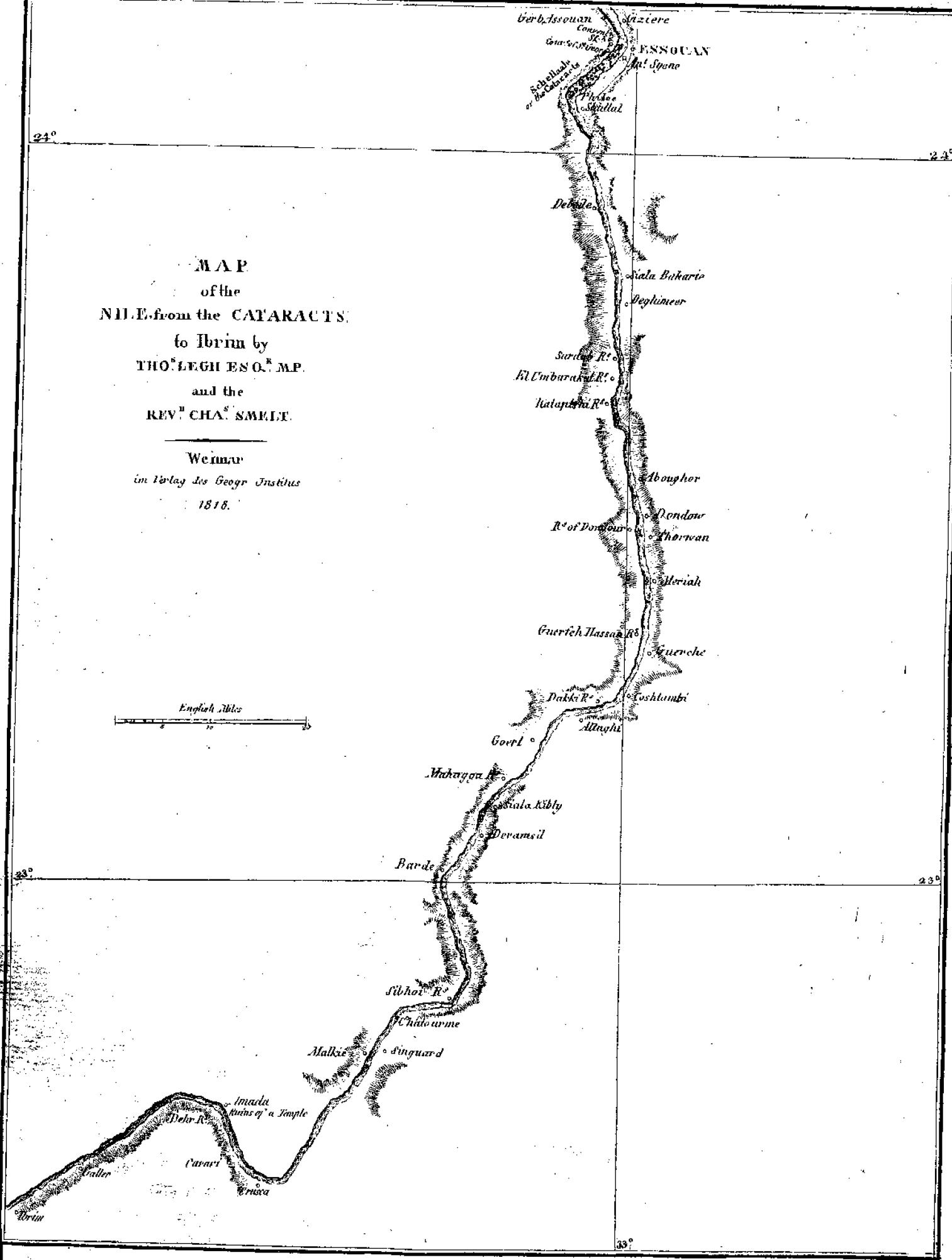




MAP
of the
NILE from the CATARACTS
to Ibrinn by
THOS LEGH ESO^R M.P.
and the
REV^R CHA^S SMITH.

Wernau
im Verlag des Geogr Institutus
1816.

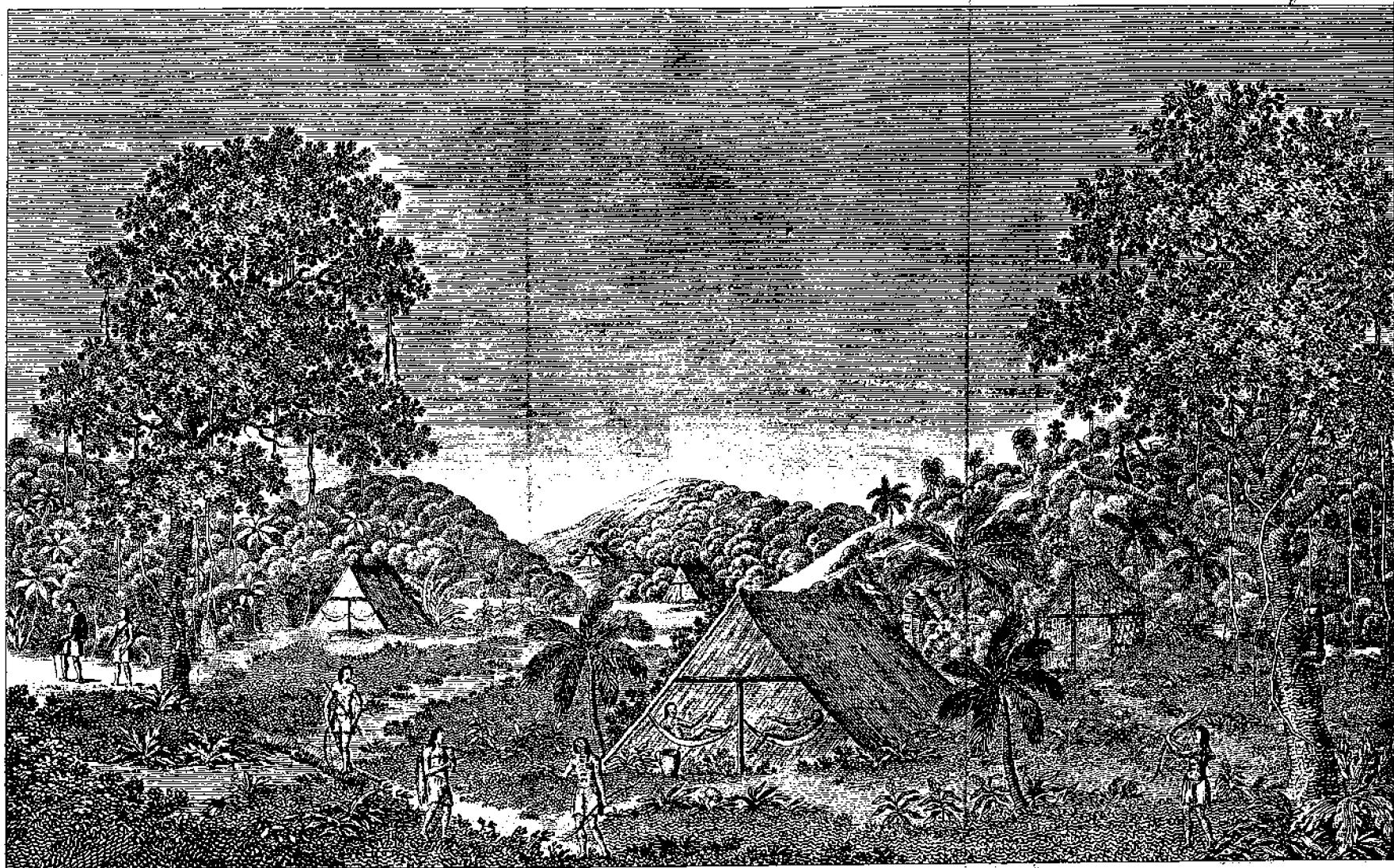
English Miles



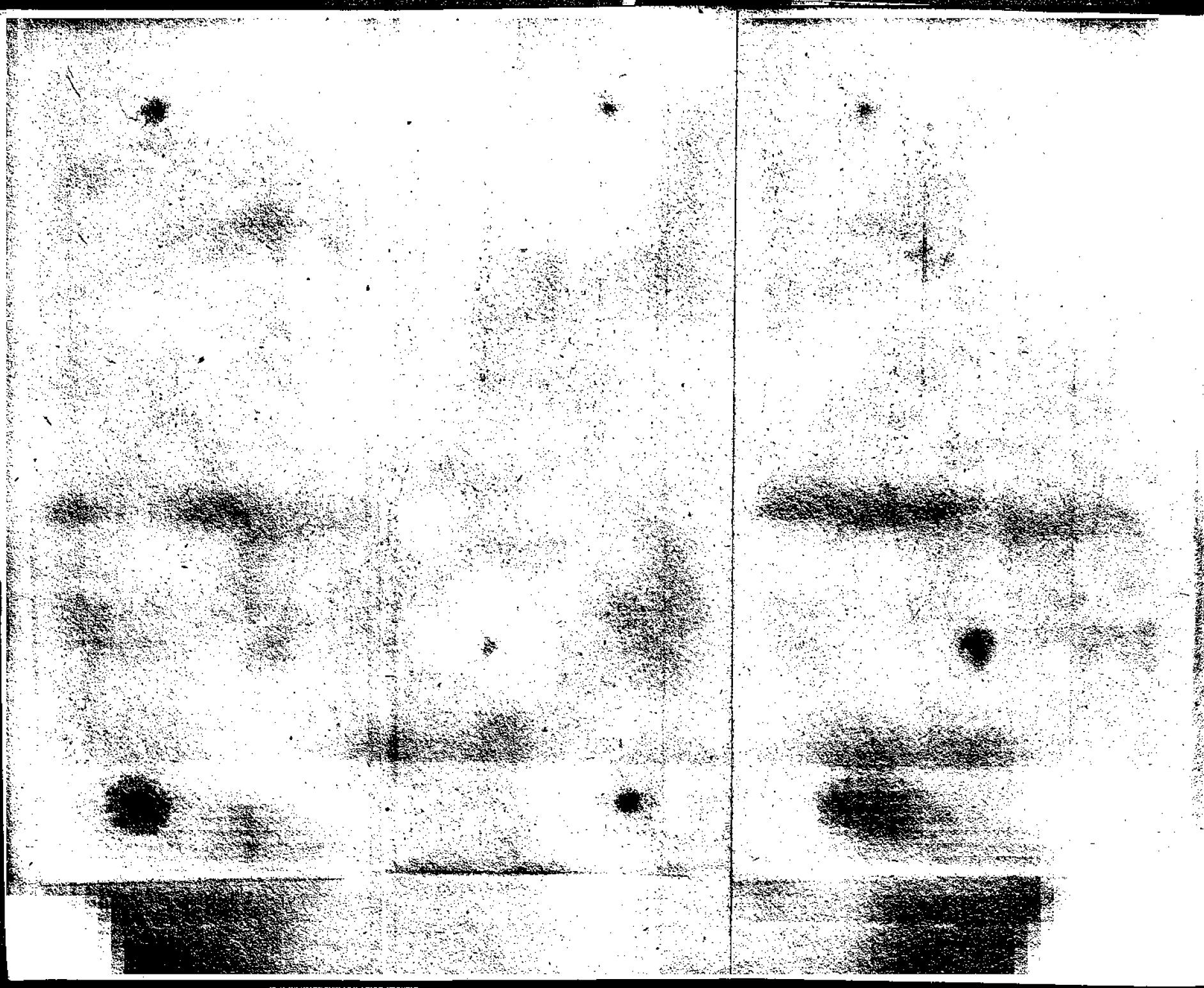
CONFIDENTIAL INFORMATION

EXCERPT OF
THE REPORT

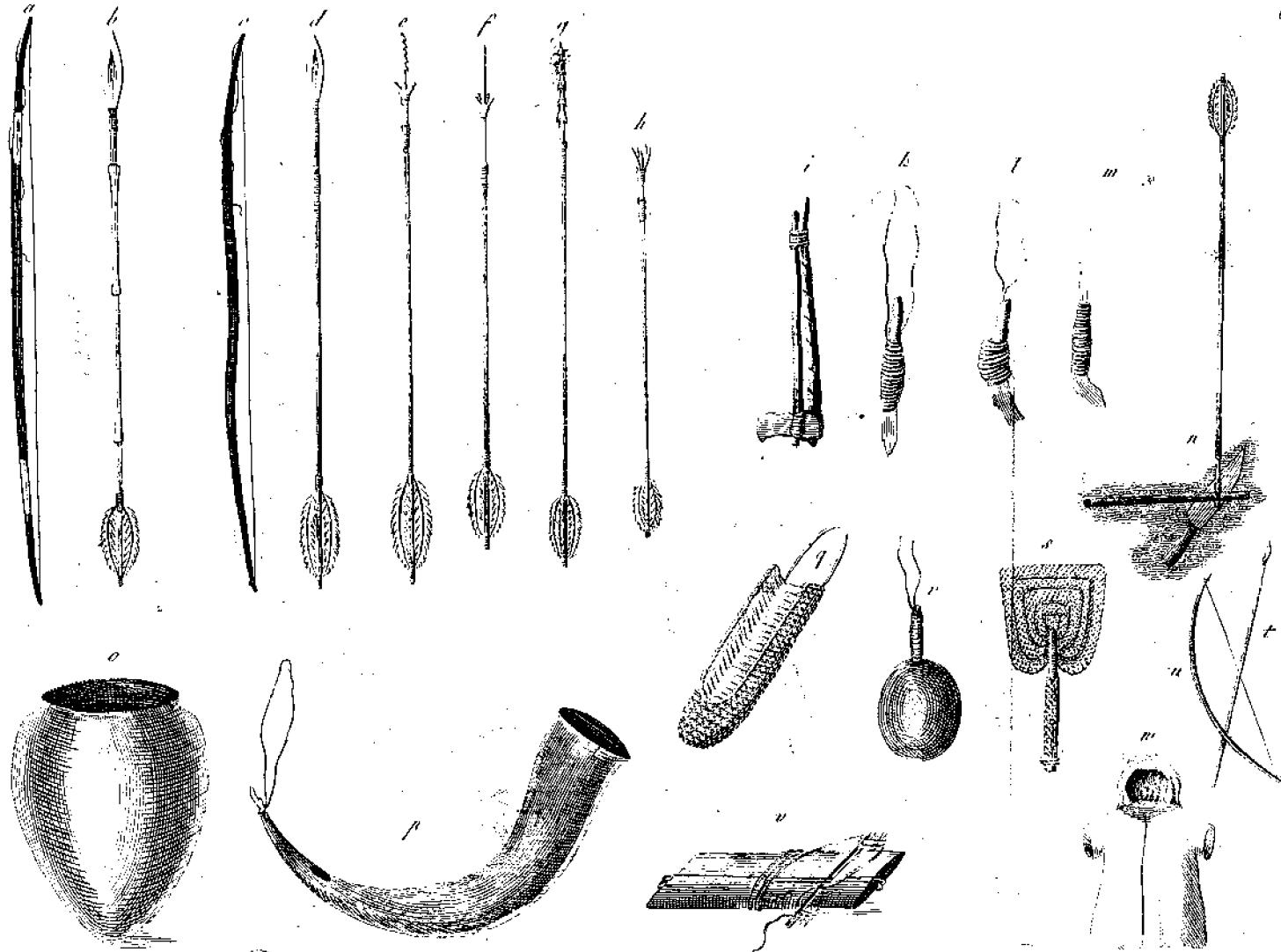
CLASSIFIED



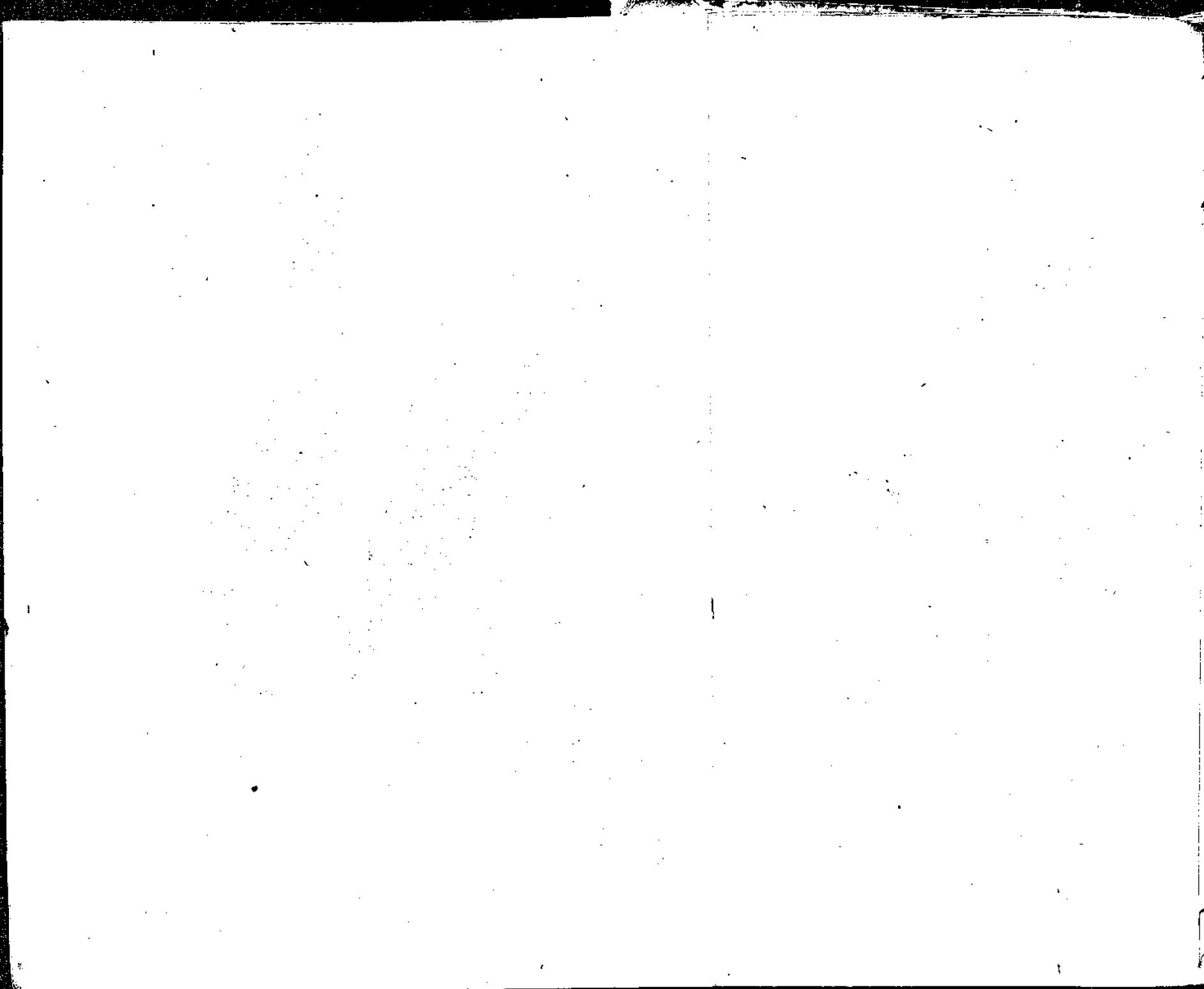
Ansicht einer Stätte
der Corواتс Indier.



Taf. 2.



Verschiedene Waffen und Gegenstaende
der Corautes und Puris Indianer.



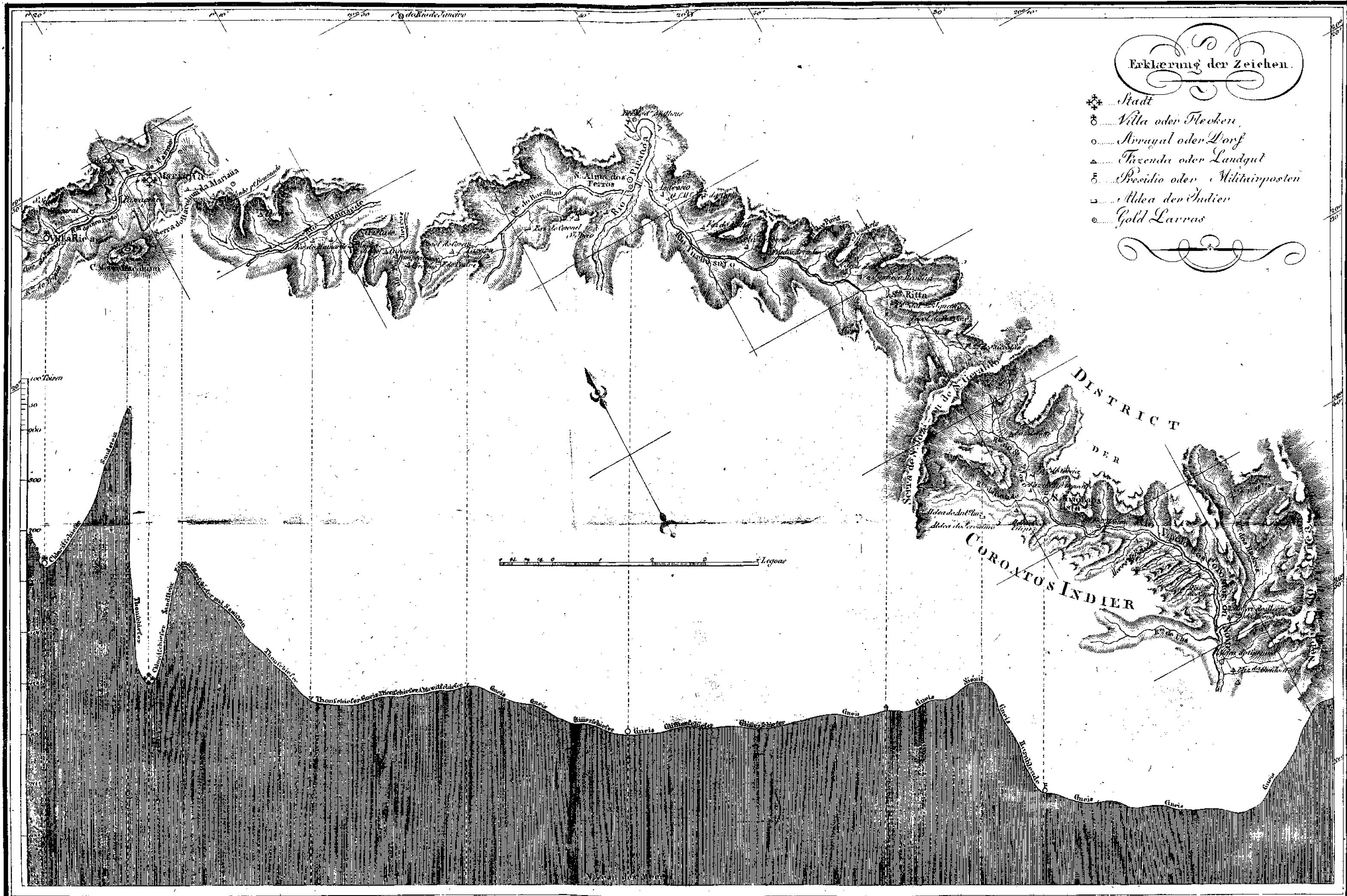
Taf. 3.



Pontandria monogynia

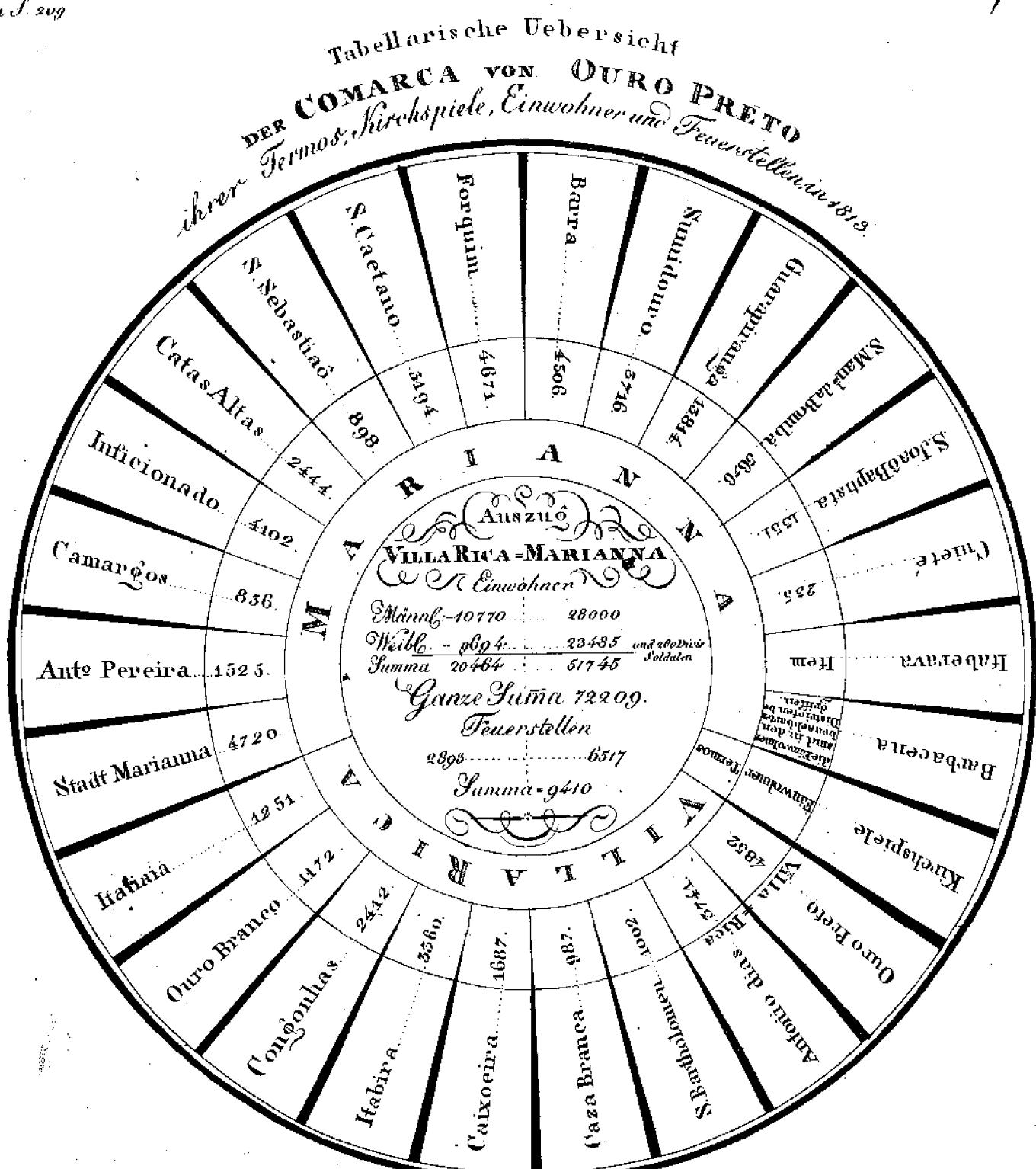
Raiz Preta (Schwarzwurzel)





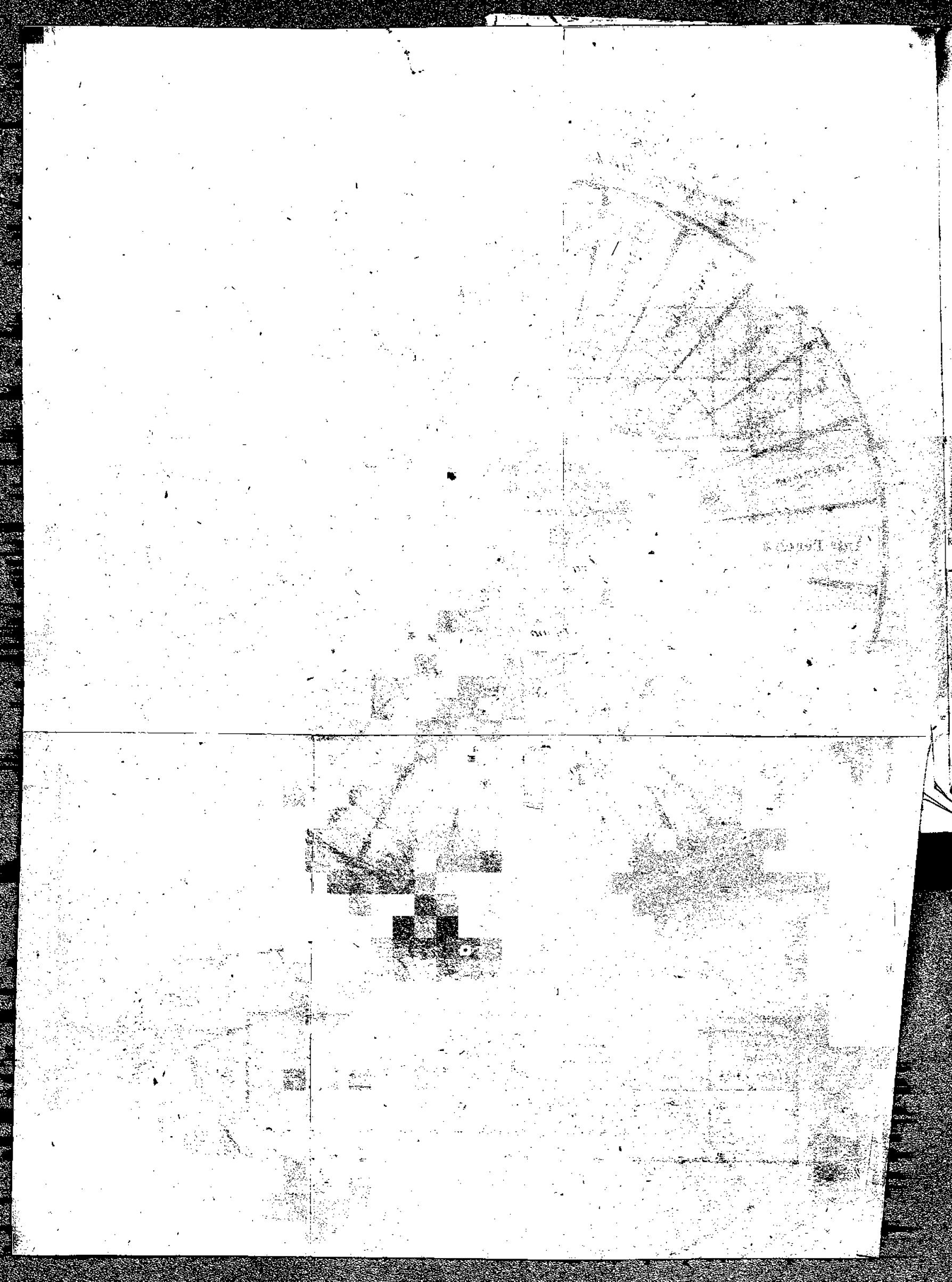
REINE CHARTE UND HÖHEN PROFIL
VON VILLA RICA bis zu dem Distrikt der COROATO'S INDIAN
aufgenommen und gezeichnet nach astronomischen und barometrischen Beobachtungen
von W. von Eschwege 1815.
Weimar
im Verlage des Geograph. Instituts
1818





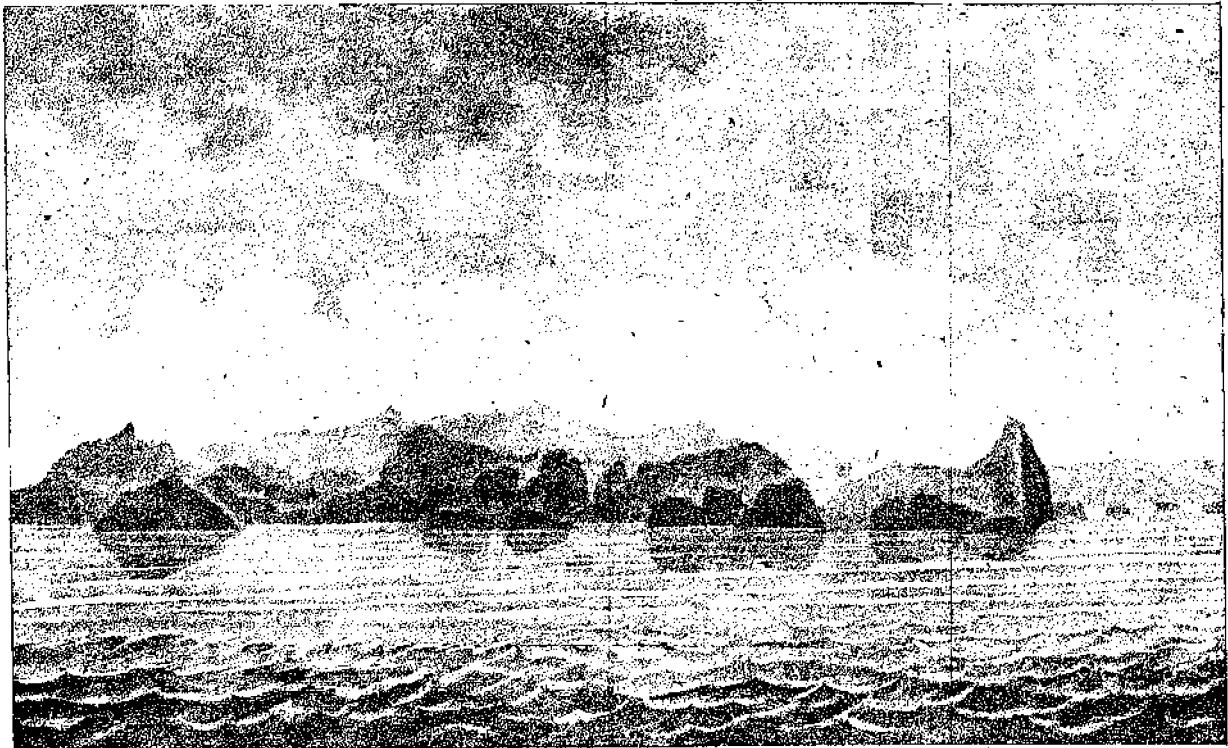
BEVÖLKERUNG
der ganzen Capitanie von Minas Geraes
in 1808.

Rassen und Übergänge	Freie Menschen.			Sklaven.			Gesamt.
	Männl.	Weibl.	Summa	Männl.	Weibl.	Summa	
Weisse	54:157	52:527	106:684	"	"	"	106:684
Mulatten	64:406	65:250	129:656	7:867	7:880	15:1747	145:392
Schwarze	23:286	24:651	47:937	86:849	46:186	132:1035	180:972
Junasumurum	141:849	142:428	284:277	94:706	54:666	148:1772	433:049



Isolirtes Künstler - Gobirgo.

Malkapfer.



Der Genius von Brasilien.

